

Wandermappe.

— Illustrierte Beilage zum —
„Gottscheer Bote“.

Nummer 9.

Gottschee, am 4. Mai.

Jahrgang 1908.

Der Maienkönigin.

Laßt loben und preisen
Die Königin hold,
In lieblichen Weisen
So glänzend wie Gold.

Ihr gilt unser Singen,
Ihr gilt unser Gruß,
Aus Liebe wir bringen
Des Herzens Erguß:

Maria, du reine,
Du himmlische Braut,
Wie du gibt es keine,
Von Gott angetraut.

In Demut wir neigen
Vor dir uns so rein,
O mach' uns zu eigen,
Dein Kind laß uns sein.

Wohnungs- und Baufragen.

Das Heim, ob ein eigenes oder gemietetes, soll anheimelnd sein, somit gesund durch Licht und Luft und Trockenheit, geräumig und bequem den gesellschaftlichen und sittlichen Anforderungen der Familie und allen Mitbewohnern genügend, weiter aber auch nicht zu teuer, weder in den Mietkosten, noch in den Steuern und Zuschlägen oder in den Baugrund- und Erbauungskosten. Die Wohnung birgt die Familie, die Quelle der Gesellschaft und deren schätzbarsten Hort und Rettungsort.

Die Wohnungsnot mit allen ihren Ursachen und Wirkungen ist eines der sozialen Hauptübel unserer Zeit. Sie hat verschiedene Gründe und tritt darum nicht überall gleich fühlbar auf. In stillen Gegenden mit einer nur Land- und Viehwirtschaft treibenden, sesshaften Bevölkerung ist sie weniger bemerkbar, es

sei denn in dem Unterbleiben von geräumigen, auch allen Familienzuhörigen und Dienstboten bequeme Kammern bietenden Neubauten der Bauern, die eben heute auch unter dem Drucke verwerflich hoher Hausklassensteuern und erschwerender Bauordnungen stehen; zudem haben solche Gegenden keinen erheblichen Einwanderungszufluß, wohl aber durch die Folgen des Militärlebens und der landwirtschaftlichen Krisis eher manche Abwanderung.

Anders ist es in Städten und Fabriksorten oder solchen stillen Dörfern, in deren Gemarkung jäh ein Bergwerk, eine Dampfziegelei, eine Glashütte, ein großes Sägewerk entsteht, deren Besitzer oder Aktionäre neben ihren Industriebauten wie auf die Kirchen- und Schulerweiterung, so auch auf die Schaffung neuer hinreichender Wohnhäuser für das angelockte Arbeitspersonal vergessen. Denn die Baulust von privater Seite setzt da nicht immer hinreichend rasch ein. Am schlimmsten ist es aber in den enorm an Bevölkerungszahl wachsenden Industrie- und Großstädten, zumal wo ein bisheriger Agrarstaat rasch im Verdeprozeß zu einem agrarisch-industriellen Staate oder vorwiegenden Industriestaate sich befindet. So ist es in unserer österreichischen Reichshälfte, namentlich in den Sudetenländern. Man denke an Orte wie Teplicz, Turn, Warnsdorf, Gablonz, Aussig, Brüx, Bodenbach, Brünn u. Wie sprunghaft rasch sind sie angewachsen! Da ist die Wohnungsnot schreiend, ebenso vernehmlich muß auch der Ruf nach Wohnungsreform werden, dem ein mit Zweigvereinen und der Gründung von gemeinnützigen Bau- gesellschaften auftretender österreichischer

„Zentralverein für Wohnungsreform“ in Wort und Schrift und unter Hinweis auf die Pflichten der Gemeinden und des Staates Rechnung zu tragen sucht.

Jeder wirksame Beitrag auf dem Gebiete der Wohnungsreform ist ein wahrhaft christliches Kulturwerk, eine soziale Tat, die der menschenfreundliche Sozialpolitiker ähnlich wie der umsichtige Geistliche und der sorgsame Arzt begrüßen muß. Was nützen modernste Schul- und Fabrikbauten, prunkvolle Kirchen, Lungen- und Alkoholikerheilstätten, v o r n e h m e Krankenhäuser u. s. w., wenn dort, wo die Mutter, die Priesterin am Herd, wo die Familie und die Neben- und Altermieter weilen, also daheim, doch die Wohnungsnot allen Anforderungen trauer, anziehender Bequemlichkeit und der Gesundheit und Sittlichkeit spottet? Die Ansteckung, die leibliche wie die sittliche, hat in der Wohnungsfrage, in dem steten Zusammengepferchtsein Gesunder, Kranker, Kleinster und Großer beider Geschlechter, in der Anwesenheit auch der zartesten Jugend bei allem, was im Leben und Tode sich abspielt, einen schon erwähnten Hauptgrund. Die Hygiene sagt, im Wohn- oder Schlafzimmer benötige ein Erwachsener 15, ein Kind 5—10 Kubikmeter Luftraum. Wie ganz anders aber steht es praktisch nach der Wohnungsstatistik! Die bezüglichen Ziffern lauten namentlich in Großstädten recht traurig. Sind doch in Oesterreich, wie kürzlich Prof. Raaberg in einem Vortrage erwähnte, im letzten Jahrzehnt 2½ Millionen Menschen vom Ackerbau zur Industrie übergegangen, die Städte nehmen zu, Wien z. B. jährlich gar um etwa 40.000,

Prag um zirka 16.000, Wernsdorf um 300 bis 400 Seelen, mit welchem Zuwachs die Bautätigkeit nicht Schritt hält. Und dazu sind die ungenügenden Wohnungen viel zu teuer, besonders für Arbeiter, Gewerksleute und kleinere Beamte, die oft bis $\frac{1}{4}$ ihres Einkommens auf Miete verwenden müssen und so mit dem Aufwand für kräftige Nahrung, für passende Kleidung, Bildung u. der Familie kargen müssen.

Den erkannten Ursachen muß die zu ergreifende Abhilfe entsprechen. Wie werden die Wohnungen durch Neubauten vermehrt, bestehende verbessert? Billigen Bauten und Wohnungen steht zunächst die geltende unpraktische Bauordnung entgegen; in allen Orten, die Stadt heißen, müssen jetzt die Häuser überall so gebaut werden, als ob es sich jedesmal um das Zentrum einer Großstadt handle, auch wenn ein dem städtischen Getriebe ganz entlegener Ortsteil des äußersten Umkreises am Walde rande in Betracht kommt. Könnte da nicht auch bei uns — im erstbesten sächsischen Grenzorte sehen wir's — im Obergeschoß z. B. Holz in Verwendung kommen? Ist die Baukommission vorbei, dann kümmert sich keine Regierung mehr um die Wohnungen, um Ueberfüllung u. ein Wohngefeß mit dem nötigen Luftstrom für die Bewohner kennt man nur für Kasernen und Strahnhäuser. Weiter bedarf die Gebäudesteuer, die Hauszins- und Hausklassensteuer, einer großen Herabsetzung. Unsere Gebäudesteuer wurde durch die Kriegszuschläge des Unglücksjahres 1859 in die Höhe geschneit, in der späteren Friedenszeit aber nicht herabgesetzt. Im Auslande ist diese Steuer viel niedriger! Und auf die Gebäudesteuer bauen sich auch die hohen Gemeinde-, Bezirks- und Landeszuschläge auf. Dadurch aber erschläßt die Baulust, weil man in Sparkassen sein Kapital leicht besser verzinst bekommt. Der genannte Verein Wohnungsreform tritt für zweckdienliche Änderungen bezüglich Gesetze, für ein Wohngefeß, für die Versorgung von Musterbauplänen und die Gründung gemeinnütziger Baugesellschaften ein. Endlich bildet nun die Wohnungsfürsorge auch eine eigene Abteilung im österreichischen Ministerium und zwar in dem neuen Ministerium für öffentliche Arbeiten, von dessen tatkräftigen ersten Inhaber, Arbeiter, Gewerbetreibende und Beamte, wenn anders der Finanzminister nicht knausert, wirksame Abhilfe auch in der Frage der drückenden Wohnungsnot zu erwarten haben.

Vom Himmel kommt's.

Vertrauend streut den Samen bloß
Der Sämann in der Erde Schoß;
Doch er gibt nicht die Lebenskraft,
Wodurch der Same Früchte schafft.
Gott, der den Tau, den Sonnenschein,
Den Regen schickt, gibt das Gedeih'n,
Vom Himmel kommt die Wunderkraft,
Die Aehren reist und Ernten schafft.

Religiöse Verwilderung.

Wenn man den Behauptungen der Juden, Sozialdemokraten und Deutschradikalen glauben könnte, wäre es überall besonders in Oesterreich „schwarz“, ganz schwarz. So bezeichnen diese Herren nämlich das Vorherrschende christlicher Gesinnung und des religiösen Geistes. Auch manche Katholiken sind der Ansicht, die Religion sei ohne Gefahr, man brauche eine Verrückung der Kirchen und eine Ausmerzung des Religionsunterrichtes nach französischem Muster nicht zu befürchten.

Aber wahrlich, es ist aller Grund vorhanden, die Schlafmütze abzulegen und die Augen aufzumachen. Was in den letzten Wochen geschehen ist, die Frevel an dem Allerheiligsten müssen auch dem Lauesten zu denken geben. Es sind Kennzeichen eines tiefen religiösen Verfalles, einer Verwilderung, wie sie seit Jahren nicht mehr gesehen wurde. Wir stehen vor einem Abgrunde.

Am Palmsonntag geschah die erste Schandtat. Ein paar junge Herren, darunter der Handelsakademiker Dedert, kamen nach durchschwärmter Nacht in die Wiener Stefanskirche und drängten sich in diesem Zustande zur Kommunionbank und ohne durch die Beicht vorbereitet zu sein, empfingen sie den Leib des Herrn. Darauf spuckte Dedert die Hostie aus und trat sie mit Füßen. Entsetzt bemächtigte sich der umstehenden Andächtigen. Der Uebelthäter wurde ergriffen und zur Polizei gebracht.

Im Laufe des Winters wurde der Wallfahrtsort auf dem Lushariberg (Kärnten), der nur im Sommer bewohnt ist, gänzlich geplündert und ausgeraubt, in der Nacht vor dem weißen Sonntage wurden Kirche und Pfarrhaus zu Asch in preußisch-Polen von Einbrechern heimgesucht. Geraubt wurde das Allerheiligste mit sämtlichen Hostien, die Monstranz, fünf Kelche, ein goldenes und ein silbernes Kreuz und 100 Mark Opfergeld.

Aber die unglaubliche Tat geschah am Ostersonntag in der Sixtinischen Kapelle in Rom. Der Papst las dort die Ostermesse und es ist eine hohe Auszeichnung, dieser Messe beiwohnen und aus der Hand des Papstes die hl. Kommunion zu erhalten. In die Kapelle hatte sich auch ein Wiener Professor, der Jude Dr. Feilbogen mit Frau und Schwägerin, erwiesenermaßen eine freimaurerische Gesellschaft, eingedrängt. Es fiel auf, daß die drei Personen während der Papstmesse sich äußerst ungehörig benahmen. Sie kicherten und schwächelten, als ob sie in einem Theater wären. Als der Papst die hl. Kommunion austeilte, drängten sie sich zum Altar und empfingen aus den Händen des Heiligen Vaters das

Allerheiligste. Da wurde nun bemerkt, wie eine Dame die heilige Hostie wieder aus dem Munde nahm und sie wegwarf. Die Tat erregte das größte Aufsehen, weshalb die Judengesellschaft verhaftet wurde. Als der Papst davon hörte, konnte er sich vor Schmerz kaum fassen.

Die Entrüstung über diesen jüdisch-freimaurerischen Frevel war allgemein. Die christlichen Zeitungen behandelten den Fall in der schärfsten Weise, während die Judenblätter von einem „belanglosen Zwischenfall“ schreiben.

Juden haben es gewagt, den Erlöser, der sich unter der Brotsgestalt birgt, vor dem Millionen von Katholiken anbetend niederfallen, mit gotteschänderischen Lippen zu berühren. Eine Judastat! Auch der Verräter barg sich unter der Maske des treuen Jüngers, um mit seinem Verräterkusse dem Heiland den schmachlichsten Schimpf anzutun — auch er hat sich keineswegs von der Tafel des letzten Abendmahles entfernt, sondern unter der Schar der übrigen Apostel den Leib des Herrn gotteskrauerisch empfangen.

Die oberflächliche, leichtsinnige und religiöslose Erziehung trägt ihre Früchte. Und die sind derart, daß rasch und gründlich eine Uenderung geschaffen werden muß. Es geht nicht an, daß sich das christliche Volk solche Beleidigungen seiner religiösen Gefühle gefallen lasse. Unser Kaiser schreitet, wenn Fronleichnam ist, demütig und barhaupt hinter dem Heiland einher. Wenn nun diesen Heiland unser Kaiser und so viele Millionen Oesterreicher demütig anbeten, dürfen auch wir ihn von den Juden nicht verspotten lassen. Darum muß auch solchen Feinden der Religion wie einem Professor Wurm und Genossen, die das Gift des Unglaubens unter den Studenten verbreiten, das Handwerk gelegt werden. Die gläubigen Katholiken sollen zur Sühne für obige und viele andere Frevel gegen Christus im allerheiligsten Sakrament und in seiner Kirche umso eifriger ihre hl. Osterpflicht erfüllen und in ihren Familien und in der Öffentlichkeit zur Hochachtung und praktischen Übung der katholischen Religion durch Wort und Beispiel beitragen. Denn wehe uns und unserem Volke, wenn die Früchte religiöser Verwilderung noch weiter ausreifen und Unheil in der Welt stiften. Nur in Christus ist das Heil der Welt zu finden.

Wozu denn weinen?

Weit hinter diesen Bergen
Liegt meiner Heimat Tal,
Ich denk' mir's jetzt vergoldet
Im Morgensonnenstrahl.

Ich schau' im Geiste Alles,
Das Kirchlein und den Wald
Und auch ein kleines Häuschen
Hab' ich gefunden bald.

Und wie ich schau' und sinne,
Wird feucht das Auge mir
Doch halt! Wozu denn weinen?
Gott sieht sein Kind auch hier.

Zeitgeschichtchen.

— **Zufall oder Vorsehung?** In Konstan-
jevec am Karst arbeitete dieser Tage der Stein-
meh Urdih in einem tiefen Steinbruche
Plötzlich vernahm er von draußen das Heulen
seines Hundes. Da das Winseln nicht auf-
hören wollte, ging er hinaus, um nachzusehen.
Das Tier war mit einem Fuße in ein für
das Wild aufgestelltes Schlagelisen geraten und
heulte deshalb. Nachdem der Steinmeh den
Hund befreit hatte, ging er zurück in den
Steinbruch und sah mit Entsetzen, daß ein
abgerutschter großer Felsen auf der Stelle
lag, wo er kurz vorher gearbeitet hatte.
Dieser würde ihn unfehlbar getötet haben,
wenn der heulende Hund ihn nicht zum Ver-
lassen des Steinbruchs veranlaßt hätte.

— **Ein fahrender Kräher.** In Altona
bei Hamburg wohnt ein Kohlenhändler, der
nebst einer Anzahl Hühner auch einen Hahn
besitzt, der sich mit besonderer Vorliebe auf
den im Hofe stehenden Kohlenwagen auf-
pflanzte. Im vorigen Jahre nun weigerte
er sich den ausfahrenden Wagen zu verlassen;
der Besitzer nahm ihn scherzeshalber mit,
und während der stundenlangen Fahrt durch
alle möglichen Straßen thronte das Tier stolz
auf einem Kohlenack. Von diesem Tage an
versäumte der Hahn keine Tour, auch nicht
bei Regenwetter. Im Winter jedoch blieb er
im warmen Stall. Aber er hat offenbar
ein gutes Gedächtnis, denn seit etwa acht
Tagen, nachdem die Luft wärmer geworden
ist, schließt er sich täglich der Rundsahrt
wieder an. Bei der Annäherung fremder
Personen an den Wagen gibt er oft sein
Mißfallen deutlich zu erkennen, wenn auch
nicht in solch drastischer Weise wie es
ein Hund tun würde.

— **Bestohlen und in einen Sack ge-
näht.** Man schreibt aus London: Vor
einiger Zeit war ein gewisser Reilly, nachdem
er 40 Jahre in Amerika verbracht und ein
Vermögen erworben hatte, nach seinem Heimats-
ort Wallinamuck in England zurückgekehrt.
Er hatte dort in abgelegener Gegend ein
hübsches Landhaus gekauft und führte dort,
da alle seine Bekannten gestorben oder ver-
schwunden waren, ein zurückgezogenes Leben.
In der Nacht zum Sonntag überfielen ihn
maskierte Männer, rissen ihn aus seinem
Bett, steckten ihn in einen Sack, schnürten
diesen fest mit Stricken zusammen, plünderten
das ganze Haus und schleppten eine große
Summe Geldes und viele Habseligkeiten mit
sich. Der arme Mann fand erst am nächsten
Tag Hilfe. Er lag in kläglichem Zustand
im Sack und war von den Stricken, die ihm
Brust und Hals zusammenschnürten, fast
erdroffelt.

— **Er kann sich das bieten.** König
Leopold II. von Belgien hatte sich unmittel-
bar hinter Brüssel einen Privatbahnhof ge-
schaffen, wo er auszusteigen pflegte, wenn er
in sein Laekener Schloß gelangen wollte.
Jetzt ist dieser Bahnhof unnütz geworden, da
der König vom Staate die Herstellung einer
Zweigbahn bis in sein Schloß hinein ver-
langt hat. Diese Zweigbahn ist nahezu fertig,

1 1/2 Kilometer lang und führt vom Privat-
bahnhof in großer Kurve und steter Steigung,
teilweise in einem Tunnel, bis in den Unter-
bau des Schlosses, wo ein Auszug den König
in die oberen Stockwerke befördert. An dem
Punkte, wo der Tunnel den Kanal von Brüssel
zur Schelde berührt und die königliche Yacht
Alberte ihren Unterplatz hat, ist ein Zugang
zum Tunnel geschaffen worden, so daß der
König unmittelbar aus dem Zuge auf sein
Schiff und umgekehrt steigen kann.

— **Die begrabene Hochzeitsgesell-
schaft.** In der Gemeinde Montamisé bei
Poitiers in Frankreich stürzte kürzlich, als
gerade 35 Hochzeitsgäste beim Hochzeitsmahl
vereint waren, die Mauer einer Scheuer
ein und begrub die ganze Versammlung.
Eine schreckliche Panik folgte. Endlich gelang
es, die Verschlütteten zu befreien; acht davon
waren verletzt, zwei tot — der Bräutigam
war mit dem bloßen Schrecken davongekommen.

— **Ein genährtes Herz.** Unlängst wurde
im Spital St. Joseph in New-York eine
sehr gewagte Operation vollzogen, die auch
glücklich verlief. Ein kräftiger, junger Athlet,
namens Inglis, war bei einem Straßenkrawall
mehrmals ins Herz gestochen worden. Mehr
aus wissenschaftlicher Neugierde als in der
Hoffnung, sein Leben zu erhalten, öffneten
die beiden Chirurgen Duffy und Mac Cormick
den Brustkasten des tödlich Verletzten und
legten das Herz frei. Sodann nähten sie das
Herz wieder zusammen und brachten es in
seine natürliche Lage zurück. Schon nach zwei
Stunden hatte Inglis sich so weit erholt,
daß er das Attentat beschreiben und das
Signalement seiner Angreifer geben konnte.
Heute hat sein Zustand schon derart sich ver-
bessert, daß man seine vollständige Wieder-
herstellung erwartet.

— **Der gefällige Grenadier.** In Stutt-
gart am Prinzenpalais steht eines der be-
kanntesten „Kompaniekamöler“ auf Posten.
Es naht sich ihm eine elegante jüngere Dame;
der wackere Grenadier kennt sie „natürlich“
nicht, — es ist Prinzessin B., ein Glied des
königlichen Hauses. Zehn Schritte hinter ihr
eilt ein Unteroffizier, der durch gewaltiges
Augenrollen, Armschwenken und sonstige Gri-
massen ein Staatsverbrechen verhüten und
dem Posten noch das Zeichen zur erforder-
lichen Ehrenbezeugung geben will. Dieser
nickt zuerst wohlwollend und freundlich dem
Vorgesetzten zu, dann schreitet er mit seinem
verbindlichsten Lächeln auf die eben vorüber-
gehende Prinzessin zu, zupft sie vertraulich
am Mantel und flüstert: „He, Sie schönes
Fräulein, Sie sollet au warta, — dohinten
winkt Ihnen Ihr Schatz!“

Kleine Geschichten.

Ein junger Held.

In dem kleinen Dorfe Ottern in
Devonshire hat ein Knabe von wenig über
zehn Jahren fünf Personen das Leben ge-
rettet. Es war morgens, als der Knabe er-
wachend, sein Schlafzimmer voll Rauch fand.
Als er die Thür öffnete, bemerkte er, daß das
Treppenhaus lichterloh brannte. Kurz ent-
schlossen sprang er aus dem Fenster, suchte

eine Leiter und stellte sie an das Haus an,
daß die Familie des Bauern und dieser selbst
im Nachtgewande aus dem brennenden Hause
entkommen konnten. Sobald der Knabe ge-
sehen, daß die Insassen des Hauses gerettet
waren, sprang er auf sein Rad und fuhr 3,5
Meilen nach St. Mary, wo er die Feuerwehr
alarmierte. Als diese ankam, war es zu
spät, um das brennende Gebäude zu retten,
aber es wurden wenigstens die umstehenden
Gebäude vom Feuer bewahrt.

Das böse Gewissen.

Vor einiger Zeit trat ein berühmter
Afrikareisender in ein Pariser Café, das
er kurz vorher verlassen hatte und wandte
sich mit ängstlicher Frage an den Kellner:
„Haben Sie nicht ein Paket gefunden, wel-
ches ich liegen gelassen habe.“ „Nein mein
Herr,“ versetzte der Kellner. — „O, das tut
mir sehr leid; ich möchte nicht, daß das Paket
in fremde Hände käme, es enthält einige sehr
wertvolle . . .“ — „Juwelen, mein Herr?“
fragte der Kellner lächelnd. — „Juwelen?“
Ach nein, aber Skorpione, einige sehr seltene
und wertvolle Exemplare.“ — Der Kellner
lächelte nicht mehr, er wurde im Gegenteil
totenbläß, zog ein Päckchen aus der Rock-
tasche und reichte es dem Reisenden mit ver-
legenem Blicke. Letzterer entfernte sich mit
vergnügtem Lachen, denn das Paket enthielt
keine Skorpione, sondern einen Schmuck, den
er seiner Frau gekauft hatte.

Ein eigentümliches Schutzmittel.

Ein englisches Blatt weiß zu berichten, daß
Zeitungspapiere einem Menschen das Leben
gerettet hat. Letztlich, so schreibt der Mann,
machte ich eine lange Fahrt ins Land hinein.
Der Morgen war schön, aber bald kam ein
schrecklicher Sturmwind, der einem bis auf
die Knochen ging. Im vorigen Frühjahr
litt ich an Lungenentzündung und meine
Lungen waren sehr empfindlich. Was sollte
ich tun in meinem dünnen Frühjahrsanzug?
Ich ging in ein Haus und erbat mir altes
Zeitungspapier. Ich legte es quer über
meine Brust, knöpfte meinen Ueberzieher zu
und fuhr triumphierend weiter. Nun konnte
ich, ohne Schaden zu nehmen, dem Wetter
Trotz bieten und bin sicher, auf diese Art
mein Leben gerettet zu haben.

Eine moderne Arche.

Ein großer Transport wilder Tiere befindet
sich auf dem Ozean und zwar von New-York
ausgehend: Die Tiere sind für die Zoologische
Abteilung der Französisch-Englischen Aus-
stellung, welche demnächst in London statt-
finden wird, bestimmt. Auf dem Transportschiff
befinden sich Löwen, Tiger, Leoparden,
Elefanten, Wölfe, Hyänen, Jaguare, Pumas,
Eisbären, Kamele, Jaguare, braune Bären,
Panther, Affen und eine große Anzahl
anderer, kleinerer Tiere. Die Exemplare
entstammen teils dem New-Yorker Zoologischen
Garten, teils sind sie von Tierhändlern
erworben worden. Zwanzig Wärter, ein
Tierarzt und zwei Veterinärassistenten begleiten
die kostbare Ladung, für deren Verprovian-
tierung reichlich vorgesorgt ist.

Spät erkannt.

Original-Novelle von Alinda Jacoby.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Die aufdringlichen Huldigungen des Geschäftsfreundes ihres Vaters reizten sie halb zum Lachen, halb verdrossen sie dieselben, doch legte sie ihnen keineswegs tiefere Bedeutung bei. Herr Schröder hatte schon in ihrem Hause fast täglich verkehrt, als sie und Konstanze noch Kinder waren, und oft genug zur Zielscheibe ihres jugendlichen Mutwillens gedient. Ganz deutlich erinnerte sie sich namentlich eines strafwürdigen Vergehens, dessen sie sich einst gegen ihn schuldig gemacht hatte, und die Erinnerung daran stimmte sie heute noch lustig. Während Herr Schröder sich eingehend mit ihrem Vater unterhalten, hatte sie in kindlicher Schelmerei heimlich auf seinem breiten Rücken das naturgetreue Konterfei eines Esels befestigt, und der Ahnungslose war auf dem Heimwege damit eine große Strecke gegangen, bis ihm der tolle Jubel der Straßenjugend endlich zur Entdeckung des seltsamen Zierrates seiner ehrenwerten Person verhalf. Er war damals sehr böse über den ihm gespielten Streich gewesen und hatte sich einige Zeit gar nicht mehr in ihrem Hause blicken lassen. Vili wurde von ihrem Vater verurteilt, ihm demütig Abbitte zu leisten, eine Buße, die dem kleinen Trozkopf hart genug ankam. War es nicht gar zu spaßhaft, daß derselbe Mann sich jetzt bemühte, den jugendlichen und galanten Ritter gegen sie zu spielen?

Sie sind so nachdenklich, Fräulein Vili, wollen Sie mir nicht anvertrauen, welche Gedanken Ihr reizendes Köpfchen so angelentlich beschäftigen?" fragte Herr Schröder süßlich, indem er ersichtliche Anstrengungen macht, mit einer gewissen leichten Eleganz neben der jungen Dame herzuschreiten.

"O, warum nicht," antwortete diese, während es schelmisch in ihren Mundwinkeln zuckte; "ich dachte soeben an den Scherz, den ich mir einmal als Kind mit Ihnen erlaubt habe."

Schröder machte ein Gesicht, als ob er unversehens auf ein Pfefferkorn gebissen habe. "Ja, das war eine schlimme Geschichte," meinte er mit sauer-süßem Lächeln. "Sie kleiner Bösewicht hatten mich damals in eine recht fatale Lage gebracht — zur Strafe dafür geben Sie mir jetzt eine Blume aus Ihrem Bouquet."

"Bewahre," sagte Vili, "die Blumen sind alle für Konstanze, deren Geburtstag wir heute feiern."

"So, so," erwiderte Schröder mit einem

Schmerz der Ergebung, "dann bleibt mir freilich nichts Anderes übrig, als Verzicht zu leisten; denn das Geburtstagsbouquet darf selbstverständlich zu meinen Gunsten nicht beraubt werden; aber ich sollte doch denken, Fräulein Vili, Sie fänden hier in dem großen Garten auch eine Blume für mich. Sehen Sie nur, wie alles um uns blüht; die Bäume tragen so viele Blüten als das Menschenherz Hoffnungen. Leider haben dieselben auch das damit gemein, daß aus vielen nichts wird."

"Sie werden ja förmlich poetisch!"

"Wer sollte in Ihrer Nähe nicht poetisch werden?" seufzte Schröder gefühlvoll. "Kein Wunder, daß an der Seite einer liebreizenden, jugendlichen Erscheinung, umduftet vom goldenen Hauche der Frühlingsluft, auch ein älterer, ernster Mann noch seine romantische Stunde hat. Uebrigens finde ich den Gedanken mehr traurig als poetisch, daß die meisten unserer Wünsche und Hoffnungen sich nicht erfüllen. Wenn man den Venz des Lebens hinter sich hat, weiß man, wie viele Blüten abgefallen sind. Fast verliert man den Mut, zu hoffen."

"Ich glaube vielmehr, daß die Hoffnung das ewig unbestrittene Eigentum des Menschenherzens ist und bleibt," erwiderte Vili lächelnd. "Es ist wunderbar elastisch, mag es noch so oft durch Kummer und Enttäuschung niedergedrückt worden sein, immer wieder richtet es sich von Neuem auf und träumt vom Glücke der Zukunft. Ich sollte jedoch denken, Sie, Herr Schröder, hätten keine Ursache, sich über getäuschte Hoffnungen zu beklagen. Hat Ihnen das Leben nicht alles gewährt, was Sie sich wünschten? Ein Mann wie Sie, dessen ganzes Sinnen und Trachten in der Sorge für sein Geschäft und für seine Fabrik aufgeht, kann sich doch wahrlich mit den errungenen Erfolgen seiner Tätigkeit zufrieden geben. Ich wette, Sie haben sich auch jetzt wieder im Stillen ein gewinnbringendes Unternehmen ausgedacht, dem Ihr früher Morgenbesuch bei Papa gilt. Sie wollen ihn für irgend einen Plan zu gewinnen suchen."

"Ich bewundere Ihren Scharfblick, Fräulein Vili," entgegnete der reiche Seidenfabrikant schmunzelnd. "Etwas Aehnliches verbinde ich allerdings mit meinem Besuch. Die Arbeiter werden heutigen Tages immer anmaßender; sie wollen weniger leisten, erheben größere Ansprüche auf Lohn und begleiten womöglich ihre Forderungen mit Drohungen. Deshalb müssen wir Fabrikbesitzer um so fester zusammenstehen, um solchen Uebermut zu strafen und uns gegen die Empörung des Proletariats zu schützen. Doch wozu Ihr

Köpfchen mit dergleichen trockenen Dingen beschweren? Glauben Sie mir, Fräulein Vili, in Ihrer Gegenwart vergesse ich all meine Sorgen und fühle nur noch —"

"Da steht Papa am Fenster, er winkt Ihnen," unterbrach Vili ihn hastig. Sie schien offenbar gar nicht neugierig, die Gefühle ihres Begleiters kennen zu lernen. Aber dieser ließ sich so leicht nicht abschrecken.

"Fräulein Vili," begann er auf's Neue und suchte ihre Hand zu erfassen, "Sie wissen es, Sie waren mir immer teuer, schon damals, als Sie noch ein kleines Mädchen waren; Sie sind unter meinem Augen aufgewachsen, und je mehr sich der ganze Reichtum Ihrer innern und äußern Vorzüge entfaltete, um so mehr steigerte sich mein Gefühl für Sie. Ist es da zu verwundern, wenn allmählich der heiße Wunsch in mir aufstieg, dieses geliebte Wesen selbst zu besitzen? Finden Sie es lächerlich und vorwogen, wenn ein reifer Mann, der die ersten Jugendjahre hinter sich hat, zu Ihnen spricht: Vili, wollen Sie mein Weib sein, wollen Sie alles, was mir gehört, mit mir teilen?"

"Lächerlich finde ich das nicht," erwiderte Vili nach einem kurzen, peinlichen Schweigen, "aber traurig, tief traurig. Ich bedauere von Herzen, Sie kränken zu müssen, doch es ist mir unmöglich, Ihre Liebe zu erwidern."

"Und warum nicht?" fragte er heftig, wäre es so unnatürlich, daß ein junges Mädchen eine älteren Mann lieben soll? Ich kenne Ehen, die sehr glücklich sind trotz eines bedeutenden Altersunterschiedes der Gatten; ja, man hat Beispiele erlebt, daß siebzehnjährige Mädchen Männer, die dreißig, vierzig Jahre älter waren als sie, mit aller Hingebung geliebt haben."

Ich will das gewiß nicht in Abrede stellen," erwiderte Vili ruhig, "der Altersunterschied ist auch kaum der Grund meiner Weigerung, aber ich empfinde eben nicht das für Sie, was ich notwendiger Weise für den Mann meiner Wahl empfinden müßte."

"Sie sind ein Kind, das noch nicht fähig ist, den Ernst des Lebens ins Auge zu fassen," antwortete Schröder trocken. "Ich meine es aufrichtig gut mit Ihnen, und deshalb will ich als Freund mit Ihnen reden. Sie wissen, ich bin so ziemlich in Ihre häuslichen Verhältnisse eingeweiht; nehmen Sie es mir darum nicht übel, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache, daß Sie einer ziemlich ungewissen Zukunft entgegengehen, falls Sie mich nicht heiraten. Verzeihen Sie mir, aber ich muß es Ihnen sagen, Sie besitzen nur wenig Vermögen, und ein Mädchen ohne Vermögen —"

Sollte sich glücklich schätzen, wenn ein Mann edelmütig genug ist, ihm seine Hand anzubieten," ergänzte Vili, als er eine verlegene kleine Pause machte. Ein helles Rot hatte sich über ihr Antlitz ergossen.

"Nein, das wollte ich nicht sagen — wie bitter Sie sind, Fräulein Vili!" rief Schröder beschwichtigend. "Ich wollte nur andeuten, daß — hm, ja — daß einer solchen Dame die Aussichten, die sich ihr im Leben bieten, nicht allzu erfreulich sein dürften."

"Darüber bin ich mir vollständig klar," entgegnete Vili, sich mit edlem Selbstbewußtsein aufrichtend; dennoch werde ich mich niemals von den äußern Verhältnissen bestimmen lassen, einem Manne, den ich nicht liebe, meine Hand zu reichen."

"Diese Gesinnung kann nur dazu dienen, meine Hochachtung vor Ihnen zu erhöhen," antwortete Schröder, sich gegen Vili verbeugend. "Sollte ich niemals so glücklich sein, mir Ihre Liebe zu erringen, so gewähren Sie mir wenigstens Ihre Freundschaft." Es lag ein seltsam lauernder Ausdruck in seinen Zügen, als er mit diesen Worten dem jungen Mädchen die Hand entgegenstreckte. Nur mit sichtlichem Widerstreben legte Vili ihre Rechte hinein, indem sie mit offener Kälte in Miene und Haltung erwiderte: "Gewiß, ich habe keinen Grund, Ihnen meine Freundschaft zu verweigern."

Ueber Schröders Gesicht zuckte ein Freudenstrahl. "Ich danke Ihnen", sagte er hastig. "Durch dieses Zugeständnis befinde ich mich wenigstens in der glücklichen Lage, nach wie vor in Ihrem Hause verkehren zu können, und es wäre mir doch gar zu hart gewesen, hätte ich auf die angenehmen freundschaftlichen Beziehungen zu Ihrer Familie verzichten müssen. Wir wollen unsere heutige Unterhaltung zu vergessen suchen und annehmen, daß dieselbe gar nicht stattgefunden habe. Und nun guten Morgen, Fräulein Vili, ich habe noch mit Ihrem Herrn Vater zu sprechen."

Schröder schwenkte grüßend seinen Hut und betrat das Haus seines Geschäftsfreundes. Ein unangenehmes, listiges Lächeln umspielte seine Lippen, als er mit gekrümmter Stirn dahinschritt. Es schien, als ob ein geheimer Feldzugsplan die Seele dieses Mannes beschäftigte. Vili dagegen konnte sich nicht eines Gefühles unbesehreiblicher Bangigkeit erwehren; sie hatte die Empfindung, als ob ihr von diesem Manne Unheil drohe, und bedauerte, ihn nicht schroffer zurückgewiesen zu haben, um ihm den Verkehr in ihrer Familie unmöglich zu machen.

Das Frühstückszimmer prangte in fest-

lichem Schmucke. Vili hatte die aus dem Garten mitgebrachten Blumen zierlich in zwei eleganten Alabastervasen geordnet und einen duftigen Frühlingskranz um Konstanzens Bild gewunden, das die Wand über dem Sopha zierte. Auf einem weißgedeckten Tische lagen die reichen Gaben ausgebreitet, welche dem Geburtstagskind zugebracht waren. Als Konstanze einige Augenblicke später das Zimmer betrat, fand sie die geschmackvolle Anordnung wunderhübsch und nahm huldvoll die Gratulationen ihrer Angehörigen entgegen. Sie hatte sich dem Geburtstag zu Ehren in eine frühlingsduftige Toilette von zartestem Grün gekleidet, grüne Bänder flatterten in ihren goldblonden Locken, und in dem breiten Atlasgürtel saß ein Sträußchen frischer Maiglöckchen.

"Freund Schröder hat mir aufgetragen, Dir auch seinen Glückwunsch zu überbringen, liebe Konstanze," sagte Herr Lohenstein, als die Familie sich um den Frühstückstisch gruppiert hatte. "Er hofft jedoch, Dir ihn heute Nachmittag persönlich aussprechen zu können; ich habe ihn nämlich eingeladen, sich an dem von uns beabsichtigten Ausflug zu beteiligen".

"O Papa, das hättest Du nicht tun sollen, den langweiligen Gesellen hättest Du zu Hause lassen können", schmolte Vili, welche eben im Begriffe war, den Kaffee einzuschenken.

"Sieh da, hat mein Töchterchen auch Antipathien, das habe ich ja bis heute noch nicht gewußt", lächelte Herr Lohenstein, während er seine Tasse zum Munde führte.

"Kindereten", brummte Frau Lohenstein, "Herr Schröder ist eine sehr achtungswürdige Persönlichkeit, ein vorzüglicher Geschäftsmann und —"

"Hat Geld, recht viel Geld" ergänzte Konstanze. "Vili, Du mußt über dergleichen lobenswerte Eigenschaften nicht leichtsinnig hinwegsehen. Herr Schröder ist eine keineswegs zu verwerfende Partie," setzte sie hinzu, indem sie sich laut auf-lachend in ihren Sessel zurückwarf.

Vili sandte ihr einen vorwurfsvollen Blick. "Der Scherz ist nicht schön, Konstanze", sagte sie ruhig.

"Schröder ist ein Geschäftsmann von unermüdlicher Rührigkeit, sein Kopf steckt stets voll neuer Pläne," sagte Lohenstein gedankenvoll, während ein Ausdruck von Sorge sich über sein Gesicht stahl. "Er sucht mich heute Morgen für einen Vorschlag zu gewinnen, der mir durchaus nicht menschenfreundlich erscheint. So stellte er mir vor, daß die meisten Seidenfabri-

lohn aussehten, als ich es zu tun pflegte, und suchte mich zu überreden, diesem Beispiel zu folgen, aber ich habe mich entschieden dagegen ausgesprochen."

"Das war Recht, Papa," rief Vili freudig, "es ist von Herrn Schröder sehr häßlich und egoistisch, daß er den Arbeiterstand bedrücken will; er sollte eher bedacht sein, das Los derer zu verbessern, mit denen er gemeinschaftlich schafft. Das würde meiner Ansicht nach auch für ihn selbst vorteilhafter und gewinnbringender sein."

"Kind, das verstehst Du nicht," antwortete ihr Vater mit leichtem Zeichen der Ungeduld "in Geschäftssachen hat man nicht allein mit dem Herzen, sondern vor allen Dingen mit dem Verstande zu rechnen."

"Das meine ich auch", stimmte Frau Lohenstein lebhaft ein. "Ich finde Schröders Vorschlag ganz vernünftig und überlegenswert."

"Die Sache hat einen Haken, selbst wenn ich die menschenfreundlichen Rücksichten ganz fallen lasse und nur mein eigenes Interesse im Auge halte", bemerkte ihr Gemahl, während er nachdenklich in seiner Tasse rührte. "Es gährt in heutiger Zeit so stark in der Arbeiterbevölkerung, daß man alles vermeiden muß, was Unruhen hervorrufen könnte. Eine Herabsetzung des bisherigen Tagelohnes könnte sehr leicht gleich einem Funken wirken, der in einen leicht entzündbaren Brennstoff fällt. So etwas ist gefährlich. Ich habe da namentlich einen widerspenstigen Gesellen unter meinen Leuten, den sogenannten langen Müller, dem ich gar nicht traue. Wenn mich nicht das Mitleid mit seiner Familie zurückhielt, hätte ich ihn längst davon gesagt."

(Fortsetzung folgt).

Der Tod des Geizhalses.

In Course im Departement Dordogne, wurde ein alter Geizhals tot aus dem Wasser gezogen, der auf's dürftigste gelebt, sich selbst nichts gönnt und sich deswegen das Leben genommen, um mit seinem Gelde die Welt verlassen zu können und dadurch zu verhindern, daß es einem andern in die Hände falle. Und wie bewerkstelligte er das? Er hing sich einen Sack an den Hals, in welchem der mühselig ersparte Mammon sich befand, und sprang in's Wasser. Glücklicher Weise hatte man ihn in's Wasser springen sehen, fischte daher seinen Leichnam auf und fand in dem Sack 10.000 blanke Franken. Dieser Narr hatte in seinem hohen Alter, wegen des Geizes, es nicht weiter gebracht, als daß er einen groben Zwilchsad und grüspanziehendes Silber wahnsinnig liebte und um ja von diesem seinem Gotte nicht getrennt zu werden, sich mit ihm in die Fluten stürzte.

Das christliche Jahr.

Monatskalender.

Vom 1. bis 15. Mai.

1. Freitag. Philippus u. Jakobus, Apostel. Sonnenaufgang 4 Uhr 40 Min., Untergang 7 Uhr 15 Minuten. Tageslänge 14 Stunden. —

Samstag Athanasius, Erzbischof und Kirchenlehrer († 373); Sigmund, König u. Mart. († 524).

3. Sonntag. Kreuzauffindung. Evang. (Joh. 10.): Jesus nennt sich den guten Hirten, der sein Leben gibt für seine Schafe. Alexander, Papst und Mart. († 119).

4. Montag: Florian, Mart. († 297); Monika, Witwe († 387); Gotthard, Bisch. († 1038).

— 5. Dienstag. Pius V., Papst († 1572); Angelus, Mart. († 1225); Hilarius, Bisch. († 494).

— 6. Mittwoch: Johannes, Evang. vor der lateinischen Pforte, Gedächtnis seiner wunderbaren Errettung; Johannes v. Damaskus, Kirchenlehrer († 780).

— 7. Donnerstag. Stanislaus, Bischof und Mart. († 1079); Gisela. — 8. Frei-

tag. Erscheinung des hl. Erzengels Michael; Aetius, Mart. († 303).

— 9. Samstag. Gregor von Nazianz, Kirchenlehrer († 289); Beatus († 112).

10. Sonntag. Evang. (Joh. 16.) Jesus erklärt, daß seine Jünger ihn bald nicht mehr sehen, nach einer kleinen Weile aber wiedersehen werden, und daß er zum Vater gehe. Antonius, Erz.

(† 1459).

11. Montag. Mamert, Bischof († 474); Franz v. Hieronymo, Ordensmann († 1714).

— 12. Dienstag. Pankratius Mart. († 304); Nereus u. Achilleus († 110).

— 13. Mittwoch. Servaz, Bisch. († 284); Peter Regalatus († 1456).

— 14. Donnerstag. Bonifaz, Mart. († 307); Pachomius, Eins. († 248).

— 15. Freitag. Sophie, Jgf. u. Mart. († 144); Isidor Bauer († 1130).

4. Mai.

Der hl. Gotthard, Bischof († 1038).

Was in unseren Tagen sich stolz die Universitäten und höheren Schulen nennen, ohne es immer und in allen Dingen zu sein, „Pflögestätten der Wissenschaft und Kunst“, das waren in Wahrheit aber in stiller Bescheidenheit vom frühen Mittelalter an die Klöster und Klosterschulen. Eine solche uralte Heimstätte der Wissenschaft auf dem kirchlichen Boden war die Bischofsstadt Hildesheim, deren 14. Bischof der hl. Gotthard war. St. Gotthard, im Bajerlande geboren und im Sachsenlande gestorben, schlang durch seine segensreiche Wirksamkeit als Abt und Bischof und durch sein leuchtendes Vorbild heiligen Wandels ein Band der Liebe um zwei deutsche Bruderstämme, die Sachsen und die Bayern, die beide den Heiligen als den Ihrigen verehren.

Auf der Höhe des St. Gotthardpasses, der von ihm den Namen trägt, betete vor Zeiten der deutsche Kaufmann und Pilger an der ihm von bairischen Herzogen geweihten Kapelle; in der Kathedrale Mailands hörte er an Gotthards Namensfeier sogar in einer eigenen Prästation seine Tugenden und Taten preisen; im Dome zu Genua fand er eine Kapelle und bei derselben eine Bruderschaft, die älteste der Stadt, zu Ehren des heiligen Bischofes, und auch im Lande der Polen, in der Hauptstadt der Piasten und Jagellonen, wurde Gotthards mit ausgezeichneten kirch-

lichen Ehren gedacht. Gotthard wurde in der Passauer Diözese, im heutigen Niederbayern, nahe dem alten Benediktinerkloster Altaich, welches durch die Stürme der Zeit um den größten Teil seiner Güter gekommen und in ein Kanonikerstift verwandelt worden war, um das Jahr 960 geboren. Sein Vater war Dienstmann von Altaich, und Gotthard genoss daselbst seine erste wissenschaftliche Bildung. Als Jüngling wegen seiner vielversprechenden Eigenschaften dem Erzbischof Friedrich von Salzburg, der jenes Stift vom Bayernherzog zum Lehen trug, empfohlen, begleitete er diesen auf seinen Reisen, wurde von ihm zum Subdiakon geweiht und ward nach dreijährigem Aufenthalte auf seine und der Stiftsbrüder Bitten nach Altaich zurückgesandt. So groß war die Liebe und das Vertrauen zu ihm, daß er, nachdem ihn Bischof Pilgrim von Passau zum Diakon geweiht, die Vorstandschaft in diesem Stifte erhielt. Als dann gegen das Jahr 990 Altaich durch die Bemühungen Herzogs Heinrich von Bayern seiner ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben und in ein Benediktinerkloster verwandelt wurde, nahm auch Gotthard das Ordenskleid. Nach Vollendung des Noviziates legte er am 21. Dezember 991 das Ordensgelübde ab und wurde bald darauf Prior des Konvents und Rektor der Klosterschule; zugleich erhielt er (992 oder 993) vom hl. Wolfgang, Bischof von Regensburg, die Priesterweihe. Der erste Abt Erchanbert zog sich indes nach wenigen Jahren in die Einsamkeit zurück und nun wollte der neue Herzog Heinrich, der spätere Kaiser, der schon Gotthards Vortrefflichkeit erkannte, diesen zum Abt einsetzen. Gotthard, der den Sitz nicht erledigt glaubte, weigerte sich zwei Jahre lang, bis er endlich, da Erchanbert die Rückkehr entschieden ablehnte, den allgemeinen Bitten nachgab und am 27. Dezember 996 vom passauischen Bischof Christian zum Abt des Klosters geweiht wurde.

Unter ihm begann nun in Altaich ein eigentliches fruchtbares Klosterleben, und solch ein Segen wahrhaft geistlicher Bildung wurde sichtbar, daß der Herzog und spätere Kaiser Heinrich II. ihm nacheinander mehrere Klöster, Hersfeld, Tegernsee und Kremsmünster zur Reform übertrug. In diesen Bemühungen, die einem verweltlichten Klerus gegenüber zum Teil harte Kämpfe waren, wie in dem Bestreben, sein Mutterkloster Altaich, wohin er stets wieder zurückkehrte und auf dessen Leitung er von 1012 an allein wieder sich beschränkte, zu einer immer blühenderen Pfarrschule christlicher und geistlicher Bildung und Gesittung zu erheben, verlebte Gotthard 24 Jahre, bis ihn die Vorsehung auf einen höheren Posten berief. Es war um das Jahr 1022, da hatte Gotthard, so erzählt die Legende ein wunderbares Gesicht. „Er sah sich unter einem großen Delbaume bei eifrigem Lesen sitzen; fremde würdige Männer kamen im Namen des Königs, den stattlichen Baum zu verpflanzen; je tiefer sie aber gruben, desto tiefer und verzweigter fanden sie die Wurzeln. Da hieben sie die Wurzeln endlich ab, und urplötzlich erwuchs an jeder Wurzel-

faser, die geblieben, ein junger Schößling, sodaß ein Delwald den ganzen Raum erfüllte, und daß von nah und fern die Leute kamen, um Pflanzreiser für ihre Gärten zu holen.“ In dieser Vision, die der Heilige oft selbst erzählte, spiegelte sich die Wirklichkeit auf der Treue wieder. Der schon 60jährige Gotthard wurde aus der Ruhe seines Klosters, an dem er mit außerordentlicher Liebe hing, noch einmal in ein neues Feld verpflanzt; doch sein Nachwuchs trieb üppig und freudig, und seine Schüler trugen die Reime, welche Gotthard gepflegt, und mit ihnen den Namen ihres geliebten Vaters und Lehrers in weite Kreise. Der hildesheimische Bischof Bernward war nämlich im November des erwähnten Jahres gestorben. Die Kunde davon wurde an den kaiserlichen Hof gebracht, als Heinrich II. gerade in seiner sächsischen Pfalz Grona weilte und seinen Liebling, den Abt Gotthard, bei sich hatte. Der Kaiser warf sofort seine Augen auf Gotthard für den erledigten Sitz, und obwohl dieser anfangs gegen eine so späte Versetzung in ein fremdes Land und in einen so neuen Wirkungskreis sich sträubte, ließ er sich doch endlich durch die Bitten des Kaisers und die Vorstellungen der anwesenden Bischöfe bewegen, die kaiserliche Präsentation und die unmittelbar darauf erfolgte Wahl durch den hildesheimischen Klerus, die er auch nach seiner Vision als göttliche Vorherbestimmung zu betrachten anfang, anzunehmen. So erfolgte seine Weihe durch den Mainzer Erzbischof Aribo noch im Advent 1022. Bischof von Hildesheim blieb Gotthard bis zu seinem Tode. Er vertrat das Recht seiner Diözese nach außen nachdrücklich und erfolgreich, wie sein Vorgänger Bernward; nach innen aber entfaltete er eine unermüdete Tätigkeit in Stiftung von Kirchen, Klöstern, Pflege des göttlichen Wortes und jeglicher Bildung, im Wohltun und in der Vorbildlichkeit eines strengen und hohen christlichen Wandels. Insbesondere erbaute er im Osten der Stadt in den sumpfigen Niederungen der „Sülze“ eine Kapelle und ein Hospiz zu Ehren des hl. Bartholomäus, woraus das spätere Augustinerkloster daselbst sich entwickelte; im Westen der Stadt auf dem „Zierenberge“ errichtete er eine Münsterkirche, welche er auf den Namen des hl. Mauritius, des Patrons von Altaich, weihte, den Anfang des bald daran sich schließenden Moritzstiftes und Moritzklosters. Gleich bei seinem Amtsantritte nahm er auch auf die Erweiterung des Dommünsters Bedacht und widmete dessen blühender Schule eine besondere Sorgfalt. Gern verweilte er in seinen letzten Jahren auf dem bischöflichen Hofe Holfhusen, wohin er im Anfange seiner Regierung die Benediktiner von St. Michael aus Hildesheim versetzt hatte, damit sie dort, mehr entfernt vom menschlichen Verkehr, ihrer Ordensregel getreuer nachzuleben vermöchten; doch nahm er diese Anordnung bald zurück, da er sah, daß sie, als der Stiftung seines Vorgängers Bernward widerstehend, allgemeine Unzufriedenheit erregte. Hier erkrankte er, ließ sich, als er sein Ende nahe fühlte, zu der seinem hl. Patron geweihten Stiftung auf dem Moritzberge bringen und verschied

dort in der Nacht nach dem Himmelfahrts-
feste des Herrn, den 4. Mai 1038.

Schon bei seinen Lebzeiten und insonder-
heit nach seinem Tode wurde er durch die
Gabe der Wunder von Gott ausgezeichnet.
Von nah und fern wallfahrtete das Volk zu
seinem Grabe im Hildesheimer Dome, und
fast 100 Jahre nach seinem Tode (1131)
ward Gotthard durch Papst Innocenz II. unter
Zahl der Heiligen aufgenommen. Ihm zu
Ehren erhob sich bald nach seiner Heilig-
sprechung im Süden der Stadt eine Bene-
diktinerabtei mit herrlicher romanischer Kirche,
welche mit der Bernward'schen St. Michaels-
kirche im Norden die Stadt Hildesheim in
die Mitte nimmt, wie zum sinnlichen Aus-
drucke dafür, daß die beiden heiligen Bischöfe
Bernward und Gotthard der Stadt und des
Stiftes schützende, hochgefeierte Patrone sind.

Rechtstunde.

Befugnisse des Bauherrn.

Nach einem Erkenntnisse des k. k. Ver-
waltungsgerichtshofes besteht keine gesetzliche
Bestimmung, welche die Genossenschaft be-
rechtigen würde, von den Gewerbebehörden
die Fällung einer Entscheidung darüber zu
verlangen, daß bei Ausführung von Bauten
nur die Bauführer (Baumeister, behörd-
lich autorisierte Privattechniker, beziehungs-
weise auch Maurermeister) sich bei den so-
genannten Professionistenarbeiten (Glaser-,
Schlosser- und Spenglerarbeiten) der hiezu
berechtigten Gewerbetreibenden bedienen dürfen,
oder mit anderen Worten: der Bauherr ist
gesetzlich berechtigt, diese Arbeiten direkt und
ohne Vermittlung des Bauführers an befugte
Gewerbetreibende zu vergeben.

Mutwilliger Streik.

Ein Streik im nordböhmischen Baugewerbe
gab Anlaß zu einer Klage, die in allen drei
Instanzen zu Ungunsten der Streikenden aus-
fiel. Damit hat der oberste Gerichtshof eine
grundsätzliche Entscheidung getroffen, deren
Kenntnis sowohl für Unternehmer als Arbeiter
von Wert ist. Beklagte war eine Baufirma
gleichzeitig mit dem Arbeitgeberbunde für
das nordböhmische Baugewerbe, als Kläger
traten 13 bei dieser Firma wegen Streiks
entlassene Arbeiter auf, die einen Schaden-
ersatz für Arbeitslosigkeit deshalb
begehrten, weil der Arbeitgeberbund auf
Veranlassung der Firma an die organisierten
Unternehmer ein streng vertrauliches Rund-
schreiben gerichtet habe, in welchem die
letzteren aufgefordert wurden, die 13 wegen
Streiks entlassenen Arbeiter in ihren Betrieben
nicht zu beschäftigen. Die Beklagten erklärten,
der Streik sei ein ganz mutwilliger gewesen;
es sei nämlich einer der Arbeiter, der, ohne
daß es die Firma wußte, „Bauvertrauens-
mann“ der Arbeiter war, aus äußerlichen
Gründen auf einen anderen Bau versetzt
worden, was die 13 Arbeiter mit einer so-
fortigen Arbeitsniederlegung beantworteten.
Mit Rücksicht auf diesen Sachverhalt erklärte
der Vertreter des belangten Arbeitgeberbundes
bei der Streitverhandlung, daß die Aussendung
des Rundschreibens sich nicht als widerrecht-
liche Handlung darstellen könne, da sie nur

zur Verfolgung des sachungsmäßigen Zwecks
der Organisation diene. Dem straflosen
Boykotte der Arbeitnehmer, der nur den Zweck
hat, die Beschaffung von Arbeitskräften zu
erschweren und dadurch auf den Arbeitgeber
einen gewissen Zwang auszuüben, muß das
Recht des Arbeitgebers entgegengestellt werden,
die Arbeitsuche für jene Elemente zu er-
schweren, die leichtfertigerweise eine gute
Arbeitsgelegenheit aufgeben. Das erstrichter-
liche Urteil hat die Klage der Arbeiter zurück-
gewiesen. Der gegen dieses Urteil ergriffenen
Berufung hat das Kreisgericht Leitmeritz keine
Folge gegeben. In der Begründung wird
gesagt: „Schutz des Schwachen gegenüber dem
Kapitalistkräftigen ist ein Grundgesetz, welches
die Gewerbegesetzgebung sowie überhaupt die
sozialpolitischen Gesetze beherrscht. Es unter-
liegt keinem Zweifel, daß die Gesetzgebung,
welche von diesem sozialpolitischen Geiste
durchdrungen ist, keineswegs im Auge haben
konnte, Auswüchse der einen oder anderen
Art zu begünstigen. Wenn nun auch seitens
der bestehenden Gesetze die zum Zwecke der
Erlangung besserer Arbeitsbedingungen ge-
schaffenen Organisationen der Arbeiter an-
erkannt werden, so dürfen diese Organisationen
ihre Macht nicht dazu mißbrauchen, ganze
Industrien ohne Grund lahmzulegen.“ Die
gegen dieses Urteil seitens der Kläger ein-
gelegte Berufung hat nun der Oberste Gerichts-
hof verworfen. In der Begründung wird
hervorgehoben, wenn den Klägern aus deren
Arbeitslosigkeit ein Schaden erwachsen sei, so
waren nur sie selbst diejenigen, welche ihn
verschuldeten und könnten daher für den
Schaden nur sich selbst verantwortlich machen.

Kleine Geschichten.

Schreckliches Ende.

Der Bandalenkönig Hunerich war ein
grausamer Mensch und wütender Christen-
verfolger. Mit Feuer und Schwert zog er
gegen Bischöfe und Priester los. Da brachen
Hungersnot und Pest über sein Land herein,
aber Hunerich blieb verstoßt. Aber Gott
wußte ihn zu treffen. Eine entsetzliche Krank-
heit überfiel diesen Wüterich und die Ärzte
standen ratlos da. Sein ganzer Leib schwoll
an, es bildeten sich Geschwüre und in diesen
entstanden Würmer. Alles floh vor dem Ge-
stank, den der in Fäulnis übergehende Körper
verbreitete. Die Gliedmaßen fielen ab und
schließlich verlor Hunerich den Verstand, zer-
fleischte sich selbst und endete unter Flüchen
gegen Gott sein unseliges Leben.

Ohne Gott kommt man nicht durch!

„O Gott! mein Gott!“ rief der deutsche
Philosoph Artur Schopenhauer in seiner
Krankheit schmerzgequält aus. Sein Arzt,
ein christlichgesinnter Mann, welcher seinen
Unglauben kannte, fragte ihn: „Gibt es denn
für Sie und Ihre Philosophie noch einen
Gott?“ — Schopenhauer gab zur Antwort:
„Ohne Gott kommt man in solchen Schmerzen
nicht durch; ich sehe schon, meine Philosophie
reicht in den Leiden nicht aus; aber, aber es
soll damit anders werden, wenn ich wieder
gesund bin.“ Wider Erwarten besserte sich
sein Zustand, aber Schopenhauer blieb der

alte Ungläubige. Der Arzt erinnerte ihn an
sein früheres Wort. Da geriet aber der
Philosoph, wie von einer Tarantel gestochen,
in eine Art Wut und schrie: „Bleiben Sie
mir mit solchen Schreckbildern vom Leibe,
solche Alszereien sind für Kinder gut, ein
Philosoph braucht keinen Christus!“ Noch
an demselben Tage war der unglückliche
Mann eine Leiche. Er starb im Jahre 1860
zu Frankfurt a. M.

Feindesliebe.

Julius Cäsar war ein großer Feldherr und
Staatsmann, der viele Schlachten siegreich
geschlagen und Städte erobert. Ihm zu
Ehren wurde der sechste Monat des Jahres
„Julius“ genannt. Dieser Mann strebte nach
der Königswürde. Einer der feurigsten Repu-
blikaner, die Cäsar entgegentraten, war Rato.
Durch Wort und Tat suchte er Cäsars Er-
hebung zu vereiteln. Schließlich trat er mit
den Waffen in der Hand ihm entgegen. Er
brachte ein Heer auf, das er dem Feldherrn
entgegenstellte. Bei Tapsus wurde er aber
besiegt. Darüber geriet er in Verzweiflung
und um dem Sieger nicht in die Hände zu
fallen, stürzte er sich selbst ins Schwert. Als
man seinen Tod dem Cäsar meldete, be-
dauerte er es schmerzlich, daß er sich aus
Furcht vor seiner Rache den Tod gegeben.
Tief ergriffen rief er aus: „Er hat mir den
schönsten Teil meines Triumphes geraubt,
nämlich ihm verzeihen zu können.“

Eine hundertjährige Raucherin.

Frau Henry George aus Barrow-in-Furness
(England), die letzte Tage ihren 100. Ge-
burtstag feierte, raucht seit langen Jahren
täglich ihre Pfeife Tabak. Die alte Frau,
die sich im Vollbesitz ihrer geistigen Fähig-
keiten befindet, kann, wie sie sagt, ihr Pfeifchen
nicht entbehren, und während sie an einer
Häckelei arbeitet, erfüllen dicke Rauchwolken
das Zimmer. Sie teilt ihre Wohnung mit
einer 73 jährigen Tochter und befindet sich
wohl bis auf eine leichte Schwerhörigkeit, an
der sie leidet. Sie hat eine Nachkommen-
schaft von 18 Köpfen: 3 Söhnen, 1 Tochter,
13 Enkel und 1 Urenkel.

Des Kindes Schutzengel.

Ein merkwürdiges Ereignis wird aus Mar-
seille erzählt. Während der Eisenbahnfahrt von
Marseille nach Saint-Malo stürzte das vier-
jährige Söhnchen des Ehepaars Duhoul aus
dem Waggon. Da das Alarmsignal nicht
funktionierte, konnten die entsetzten Eltern
erst von der nächsten vier Kilometer entfernten
Station nach dem abgestürzten Kinde forschen,
das sie heil und gesund mit nur unbedeu-
tenden Abschürfungen an Gesicht und Händen
zu ihrer großen Freude auffanden.

Unerwartet kam der Tod.

In der Gemeinde Bihar Udvar (Ungarn) feierte
der Bauernbursche Ludwig Szabo seine Verlo-
bung. Als die Unterhaltung ihren Höhe-
punkt erreicht hatte, wollte Szabo einen Trink-
spruch auf die Anwesenden ausbringen, stürzte
jedoch, wie er sein Glas erhob, plötzlich zu-
sammen und starb, ehe ein Arzt zur Stelle
war. Szabo wurde infolge allzugroßen
Alkoholgenusses vom Schlag getroffen.

Das Dachsg Graben.

Das Dachsg Graben ist ein Vergnügen der Jägerleute, das man nicht mit Unrecht grausam nennt. Die Dachshunde werden in den Bau geschickt. Haben sie sich an dem Wilde festgebissen, so wird ein Schacht nach dem Baue gegraben und der Dachs schließlich mit der Zange gepackt. Dabei ist der Dachs im ganzen ein ziemlich harmloses Tier, das mehr Nutzen bringt als Schaden stiftet, und schon deswegen, weil es immer seltener wird, der Schonung bedürfte. Unsere Wälder werden immer leerer von wildem Getier. Die Natur wird dadurch öde und langweilig.

Der gute Hirt.

Am zweiten Sonntag nach Ostern hören wir ein überaus liebliches Gleichnis: Der

hat dabei schon sein Leben verloren. Was aber ein Mietling ist, der läuft davon und überläßt die armen wehrlosen Schäflein ihrem Schicksal.

Das ist nun ein Gleichnis und Jesus wendet es auf sich an. „Ich bin der gute Hirt.“ Er hat wirklich sein Leben hingegeben für seine Schafe im schmachvollen Kreuzestode und viele Hirten haben es seither dem guten Hirten Jesus nachgemacht; so sind die ersten dreißig Päpste bis auf Konstantin fast alle gemartert worden. Man denke auch an die Missionäre, unter den Heiden; es vergeht ja kein Jahr, ohne daß einige ihr Leben lassen, wie es vor einem Monat den italienischen Missionär P. Giustino unter den fanatischen Muselmanen in Tripolis ergangen ist. Der Wolf, der in die Hürde einbricht, ist der böse Feind, aber auch alle

Das liebe Gleichnis paßt vorzüglich auf den heutigen Sonntag. — Wenn im Herbst plötzlich ein Sturmwind dahinfährt, dann reißt er die dürrn Blätter von den Bäumen, treibt sie in wildem Wirbel herum und zerstreut sie nach allen Seiten. So ist auch in den Leidensstunden des Herrn über die Jünger ein wüthernder Sturm hereingebrochen — vom Schrecken verwirrt, eilten sie auseinander. Da hat sich erfüllt, was der Prophet geweissagt hat: „Ich habe den Hirten erschlagen und die Schafe werden zerstreut.“ Aber der Heiland ist wieder auferstanden — und nun hat der gute Hirt die Schäflein wieder um sich geschart, damit wieder „ein Schafstall und ein Hirt sei.“

Der gute Hirt hat in der heiligen Osterzeit auch Euch wieder um sich gesammelt. Gar manche waren ihnen entlaufen und haben sich in der Wüste der Sünde verirrt. Aber der gute Hirt ist Euch nachgegangen und hat Euch losgemacht aus dem Dornestrüpp der Sünde — im heiligen Bußsakrament; in edler Hirtenliebe hat er sogar sein Leben für Euch wieder hingegeben: in der heiligen Kommunion. Jetzt fragt Euch der gute Hirt: „Wollt Ihr mich wieder treulos verlassen? Wollt Ihr wieder der Sünde nachlaufen?“ Viele legen zwar die Hand an den Pflug, schauen aber wieder zurück. Es ist etwas sehr Böses um den Rückfall in die Sünde. Christus sagt, daß in einen solchen Menschen der böse Feind zurückkehrt und noch sieben andere böse Geister mit sich nimmt, die ärger sind als der erste. Der Rückfällige hat auch härtere Züchtungen von Seite Gottes zu erwarten. Daher sagt der Heiland zu dem Geheilten: „Gehe hin und sündige nicht weiter, damit dir nicht etwas Schlimmeres widerfahre.“ Auch das weltliche Gericht straft Rückfällige viel strenger. Deshalb, wer steht, sehe zu, daß er nicht falle, aber dies Geschenk der endlichen Beharrlichkeit kann nur durch demütiges Fleh'n erlangt werden.

Das eingeklemmte Tuch.

Eines Abends saß ein Bauer mit seinen Knechten und Mägden beisammen im Gespräch. Da kam dem Bauer ein sonderbarer Gedanke, den er auch sofort aussprach: „Wer sich getraut, heute um zwölf Uhr Mitternacht auf den Kirchhof zu gehen, das kleine Kreuz aus dem Grabe meines seligen Weibes zu nehmen, dasselbe nach Hause zu bringen, dann wieder auf den Kirchhof zurückzutragen und dort in das Grab zu stecken, dem schenke ich einen funkelneuen Taler.“ Niemand wollte diesem Ansinnen nachkommen, nur eine Magd erklärte sich bereit, dieses zu tun. Die andern Dienstboten rieten ihr ab, allein sie ließ sich von ihrem leichtsinnigen Vorhaben nicht abbringen. Sie ging um 12 Uhr Mitternacht auf den Friedhof, brachte das Kreuz heim, ging wieder hinaus und — kam nicht mehr zurück. Am folgenden Morgen fand sie der Totengräber auf dem Grabe liegen. Der Zipfel ihres Halstuches steckte samt dem Kreuze in der Erde. Jedenfalls hatte sie beim Hineinstecken des Kreuzes das Tuch mit in die Erde gebracht und war dort fest gehalten worden. Nun dürften sich ihr abergläubische Gedanken auf-



Das Dachsg Graben.

Heiland hält eine Hirtenrede. — Damals wie heute war das heilige Land zahlreich an Herden. Während der ganzen Sommerzeit weiden dort die Schafe tagsüber auf den Bergabhängen und in den Tälern, bei Nacht führt der Hirt seine Herde in eine Felsenhöhle, man denke nur an die Hirten von Bethlehem, oder auf einen freien Platz, der mit einer Mauer von losen Steinen oder auch bloß von Dornestrüpp umgeben ist. Das Hirtenleben ist aber nicht ohne Gefahren, denn die Schafe haben schlimme Feinde. Jetzt noch gibt es in Palästina Wölfe und Schakale, die nachts aus ihrem Verstecke hervorkommen und sich Beute suchen. Dann kommt es zum Kampf. Denn der gute Hirt verläßt seine Schäflein nicht, mancher

Teufelshelfer auf Erden, die Verführer und Verfolger. „Ich kenne die Meinigen.“ Der Heiland kennt seine Schäflein wohl: er durchforstet die Herzen der Menschen bis auf die innerste Faser. „Und die Meinigen kennen mich.“ Ja, die Demütigen kennen Jesus den guten Hirten gar wohl durch den Glauben, die Hochmütigen aber wollen ihn nicht kennen. „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“

„Es wird ein Schafstall und ein Hirt sein.“ Es ist dies die einzige heilige katholische Kirche und ihr Oberhaupt, der Papst. In diesem Wort des Herrn liegt aber auch eine Weissagung: Am Ende der Zeiten wird eine große Bekehrung der Juden und Heiden erfolgen.

gedrängt haben und die ängstliche Furcht mag der armen Magd den Tod gebracht haben.

Nach Ihnen!

Zur kalten Winterszeit, wo es in Flur und Hain gar ungastlich aussieht, läßt sich der Bruder Stromer schon gerne einmal von der löblichen Polizei ins Gewahrsam nehmen, um in einem warmen Raume bei erträglicher Koft sich auszuruhen von den Strapazen; aber jetzt, wo's wieder schön und warm und sonnig draußen werden will, da ist's bitter, sich einsperren zu lassen. Darum spielt der Bruder Stromer heut den Höflichen und will erst nach dem wackeren Diener der Sicherheit, die ihm unwillkommene Schwelle betreten, natürlich mit dem Hintergedanken, dabei entweichen zu können. Aber der alte Polizeisoldat ist keiner von den Dummen: er kennt die Zugvögel schon, wird auf jede Ehrung verzichten und ganz sicher seinem zwangsweisen Gäste den Vortritt überlassen.

Seliger Tod.

Die Fürstin Theresia Walburgis von Dettingen und Spielberg, geboren 1735, gestorben 1789, war eine Frau von hohen Geistesgaben, durchdringendem Verstande und wohlwollendstem Herzen. Sie zeigte in der Nacht ihres Todes das Bild des Gekreuzigten, das sie in der Hand hielt, der Prinzessin Johanna und sprach: „Dieses Kreuz in der Hand haltend, starb dein Vater; mit diesem Kreuze in der Hand sterbe auch ich und auch du sollst damit sterben.“ Einen Augenblick vor ihrem Hinscheiden küßte sie das Bild und sagte: „Nicht mehr lange werde ich bei dem Bilde weilen! Bald werde ich ihn selbst seh'n, den ich liebte, ohne ihn geseh'n zu haben und der mich liebte, ohne daß ich es verdiene.“ Und so verschied diese edle, christliche Frau.

Glauben an Gott.

Als die französische Revolution zu Ende des 18. Jahrhunderts das Land an den Rand des Verderbens gebracht und unerträgliche Zustände geschaffen hatte, als kein Mensch mehr seines Lebens und Eigentums sicher war, da erkannten auch die Jakobiner die Notwendigkeit des Glaubens an einen persönlichen Gott und die Notwendigkeit der Religion. Robespierre, das Haupt der Empörung, hielt im Konvente zu Paris eine Rede, in welcher er nachwies, daß es einen Gott geben müsse, und daß es für den Menschen ein unabwiesbares Bedürfnis sei, Religion zu haben. Es sagte dabei: „Wenn es keinen Gott gäbe, so müßte man ihn erfinden.“ Seine Beweisführung half ihm aber nicht, der verdienten Strafe zu entgehen: er selbst büßte sein Leben unter dem Beile des Henkers.

Der Segen des Papstes.

Die Einfachheit und der natürliche Witz Papst Pius X. erwirbt ihm viele Sympathien. Den hl. Vater besuchte ein israelitischer Bankier aus Venedig und die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um die schlechte Gesundheit eines

dem Papste und dem Bankier gemeinsamen Freundes, der in der katholischen Partei Venedigs eine bedeutende Rolle spielt. Als nun der Besuch aufbrach, fragte ihn der Papst: „Sie kehren bald nach Venedig zurück?“ — „Morgen oder übermorgen.“ — Darauf sagte der Papst: „So tun Sie mir einen Gefallen und überbringen Sie unserem lieben Freunde meinen Segen.“ Der israelitische Bankier wurde durch diese Bitte offenbar überrascht und schien zu denken: „Paßt dieser Auftrag gerade für mich?“ Pius X. nahm seine Ueberraschung wohl

mutige Frau. Vor der Armee Garibaldis fliehend, flüchtete sich Franz nach Gaeta, wo er nach hartnäckiger Verteidigung kapitulierte. Er stand in diesen Tagen des Kampfes nicht allein; seine Frau, in militärischer Kleidung, focht neben ihm und war unerschrocken wie jeder andere gewöhnliche Soldat, die letzte auf den Schanzen. Die Zeitungen aus jenen Tagen brachten ein Bild der Königin, den Revolver im Gurt, die Haare im Winde flatternd, wie man sie während der Belagerung von Gaeta auf den Wällen sah. Das Bild machte die Runde durch die ganze Welt.



Nach Ihnen.

wahr und verstand sie, denn indem er Abschied nahm, sagte er zu seinem Gaste: „Sie haben vielleicht Angst, der Träger eines päpstlichen Segens zu werden? Gehen Sie nur, gehen Sie nur! Die Verpackung, kann man vielleicht sagen, mag schlecht sein, aber die Ware ist gut!“

Eine heldenmütige Frau.

Die schöne Prinzessin Marie Sophie, eine Schwester der hochseligen Kaiserin Elisabeth von Oesterreich und Gemahlin des letzten Königs von Neapel, Franz II., war eine

Verdiente Zurechtweisung.

Ein junger sächsischer Offizier behauptete öffentlich in einer Gesellschaft: „Ein tüchtiger Soldat muß fluchen.“ Da gab ihm ein sehr verdienter, alter Hauptmann die rechte Antwort: „Glauben Sie mir, junger Freund, wenn ich Ihnen sage: „Wer Gottes Gebote so leichtsinnig verlegt, und seinen Namen nicht heiligt, kann auch kein braver Kriegsmann sein.“ Ein schönes Beispiel für diesen Ausspruch gibt der tapfere, aber ebenso christliche Feldmarschall Radetzky.

Aus verschiedenen Ländern.

Kirchliches.

Rompilgerzüge. Am 28. April ging von Wien der österreichische Jubiläumspilgerzug nach Rom ab. An demselben wird auch Kardinal-Fürstbischof Dr. Gruscha von Wien teilnehmen und die Pilger dem hl. Vater vorstellen. — Am 24. April waren Bischof Dr. Doppelbauer und der Großmeister des Malteserordens Fürst Thun-Hohenstein samt dem Grafen Franz Thun in Audienz beim Papste. Die Katholiken aller Länder beeilen sich, dem hl. Vater zu seinem 50jährigen Priesterjubiläum Beweise der Liebe und Ergebenheit durch mannigfache Geschenke zu bieten. Am Osterdienstag trafen 400 kath. Württemberger, am 26. April ein starker Tiroler Pilgerzug, ferner eine Abordnung der kath. Studentenschaft von Paris in Rom ein, das trotz aller Heße der Kirchenfeinde der Sammelplatz für die Katholiken aller Länder bleibt.

Oesterreich-Ungarn.

Christlichsoziale Wahlsiege sind in der Osterwoche in Niederösterreich errungen worden. Bei der Reichsratsersatzwahl für den verstorbenen Abg. Dechant Rühshelm im Landgemeindenbezirke Oberhollabrunn wurde trotz aller Bemühungen der Gegner, den Christlichsozialen das Mandat zu entreißen, der Christlichsoz. Kandidat Leopold Diwald mit 7892 gegen 4305 Stimmen gewählt. In St. Pölten haben die Christlichsozialen bei den Gemeindevahlen die liberale Herrschaft gestürzt, indem der 3. und 2. Wahlkörper fast ganz von den Christlichsozialen erobert wurde; unter den Gewählten befindet sich auch der unermüdete Abg. Wohlmeier. Auch in Groß-Siegharts fielen alle Mandate im dritten Wahlkörper den Christlichsozialen zu.

Die politische Lage wird in Oesterreich wiederum recht verworren, da der Sprachenstreit von neuem an Heftigkeit gewinnt und durch verschiedene gerichtliche Entscheidungen verschärft wird. Sogar bei der k. k. Post beginnt man die bisher geltende deutsche Amtssprache zu durchbrechen. Der neuen Session des Abgeordnetenhauses, das am 30. April wieder zusammentrat, stehen heiße nationale Redekämpfe bevor. — Auch die Frage der Offiziersgagenerhöhung und Mannschaftslöhnung ist noch nicht gelöst, weshalb die Delegationen erst im Juni einberufen werden sollen. — Im Herrenhaus wurde die Regierung am 28. April wegen der Wahr- und-Offiziersgagenerhöhung und Mannschaftslöhnung interpelliert.

Verschiedenes. Der Christlichsoziale Verband für Deutschböhmen hielt am weißen Sonntag in Mariafchein seine Hauptversammlung. Er zählt 8000 Mitglieder. Der deutschböhmisches Bauernbund zählt 5000 Mitglieder. Die christlichsoziale Landes-Parteileitung wurde nunmehr endgültig festgestellt. Obmann ist Verlagsleiter Josef Girtler, Stellvertreter der Bauernbundsobmann Scharnagl und L.-Abg. Böhr. — Am selben Tage wurde in Ralsching (Südböhmen), ein deutschfreisinniger Volkstag abgehalten, auf dem wüste Heßerei gegen die Christlichsozialen getrieben wurde. Die Deutschfreisinnigen werden aber allein das Deutschtum

nicht retten, wie sie es bisher nicht getan haben, wenn nicht die Christlichsozialen als stärkste deutsche Partei ihnen helfen. — Minister Dr. Gekmann benützte die Osterferien des Parlaments zu einer Studienreise nach München, wo er vom Prinzregenten Luitpold in Audienz huldvollst empfangen und zur Tafel geladen wurde. — Gegen das Privatbeamten-Pensionsversicherungsgesetz macht sich eine allgemeine Mißstimmung geltend, die in einer Protestversammlung am 26. April in Wien zum Ausdruck kam. Man verlangt eine durchgehende Aenderung dieses Gesetzes, das schon mit 1. Jänner 1909 in Kraft treten soll. — Zum Statthalter von Galizien wurde der Reichsratsabg. Dr. Bobrzinski ernannt, der erste galizische Statthalter aus bürgerlichen Kreisen. — Die Wiener städtischen Elektrizitätswerke weisen heuer einen Gebahrungsüberschuß von 4 Millionen Kronen auf; ein Zeichen, wie gut die Christlichsozialen die Reichshauptstadt zu verwalten wissen. Ähnliche Gewinne flossen früher in die Taschen jüdischer und ausländischer Aktionäre. — Nach der Verständigung der Konservativen und Christlichsozialen mit der Regierung wurde nun doch der Tiroler Landtag zu einer kurzen Session einberufen. In derselben kam auch der Wahr- und-Offiziersgagenerhöhung und Mannschaftslöhnung zur Sprache. — Dr. Rathrein wird Landeshauptmann von Tirol werden.

— Am Ostermontag fand in Brigen eine großartige Protestversammlung statt, an der 7000 kath. Tiroler teilnahmen. Rabg. Dr. Dorfmann rief dem Regierungsvertreter zu: „Schauen Sie sich diese Tausende Tiroler an! Sagen Sie der Regierung, daß das Volk von Tirol nicht duldet, daß ein Wahr- und-Offiziersgagenerhöhung und Mannschaftslöhnung noch einmal auf den Katheder steigt.“ — Zum Weihbischof für den tschechischen Teil der Prager Erzdiözese wird der General-Vikar Domdechant Brusak geweiht werden. — Eine arge Typhusseuche ist in Steinamanger (Westungarn) ausgebrochen. Die Ursache ist Brunnenvergiftung durch eine Leiche. Gegen 300 Personen sind erkrankt. — In Loučka, Bezirk Holleschau, Mähren, brach am 25. April ein Brand aus, der 30 Häuser samt Wirtschaftsgebäuden einäscherte. Der Kaiser hat den Abbrändlern 3000 K gespendet. — Nun soll auch die Landwehr Musikkapellen erhalten. Die erste Probe in Anwesenheit des Kaisers zu Schönbrunn fiel zu großer Zufriedenheit des Monarchen aus. — Zum Fürstenbesuch in Wien am 7. Mai zur Gratulation bei Kaiser Franz Josef I., der sich wieder zufriedenstellender Gesundheit erfreut, werden die umfassendsten Vorbereitungen getroffen. — Die Generalversammlung der Böhm. Nordbahn nahm am 28. April das Verstaatlichungsübereinkommen mit der Regierung an; dasselbe muß bis Ende l. J. die parlamentarische Erledigung erhalten.

Deutschland.

Ein neuer Unsittlichkeitsfandale tritt auf die Bildfläche und neue Sumpblasen aus den sog. besseren, meist freisinnigen Gesellschaftsklassen bedrohen die Öffentlichkeit mit sittlicher Vergiftung. Fürst Eulenburg, der ehemalige preussische Botschafter in Wien, steht unter dem Verdachte des Meineides im Mollke-

Gardenprozesse, wo er unter Eid ausgefragt hatte: „Ich habe niemals Schmutzereien getrieben.“ Nun wurden aber in einem Münchener Zeitungsprozesse Verirrungen Eulenburgs aus der Zeit, da er in München Botschafter war, durch zwei Zeugen behauptet. Fürst Eulenburg soll nun wegen Meineides in Anklagezustand versetzt werden. — Ein Prozeß in Kiel und ein bevorstehender in München wegen berufsmäßiger Verbrechen gegen das keimende Leben beleuchten in greller Weise den sittlichen Tiefstand hoher und niederer Gesellschaftskreise in Deutschland, dessen protestantische Kreise nun die Strafe für die schamlose Verhöhnung der Moral eines hl. Alphons Liguori durch die vielgelesene Graßmann-Broschüre und für die In-schutznahme der unflätigsten Bücher und Bilder seitens liberaler Protestanten ernten.

Frankreich.

Eine Niederlage der Franzosen in Marokko. Die Franzosen haben mit ihrem Strafzug nach Marokko wenig Glück. Fast 15 000 Mann französischer Truppen stehen dort und ungeheure Geldmittel wurden angewendet und trotzdem erleiden die Franzosen eine Niederlage nach der andern. Auch Mitte April gelang den Marokkanern ein Ueberfall auf das französische Lager. Sie schlichen sich um 3 Uhr morgens heran, stachen die Wachposten nieder und überraschten die Franzosen im Schlafe, die 30 Tote und 92 Verwundete hatten.

Gegen den roten Gemeinderat von Toulouse wurde wegen Unterschleifen u. s. w. bei der Gemeindeverwaltung von der Staatsanwaltschaft die Untersuchung eingeleitet.

England.

Gegen den Freihandel mehrten sich die Stimmen des englischen Volkes. Bei der Ersatzwahl in Manchester erlitt der neue liberale Handelsminister Churchill, der dem Freihandel huldigt, eine schwere Niederlage.

Rußland.

General Vinewitsch, der die russische Armee im Vorergriffstand i. J. 1900 siegreich nach Peking führte und der nach dem Rücktritte Kuropatkins zum Oberbefehlshaber der mandchurischen Armee im Kriege gegen Japan ernannt wurde, ist nun am 23. April gestorben. Er mußte den Ruhm, den Rußlands Armee unter seiner Führung durch Eroberung der Hauptstadt Chinas sich errungen hatte, auf dem Kriegsfelde der Mandchurei wieder verblaffen sehen.

Portugal.

Ein neuer Mordanschlag gegen den jungen König, der anlässlich der Parlaments-eröffnung verübt werden sollte, ist entdeckt worden. Eine große Zahl von Republikanern wurde infolgedessen verhaftet. Für die Parlaments-eröffnung sind die größten Vorsichtsmaßregeln getroffen worden. Der junge König will zeigen, daß er keine Furcht hat und wohnt der Ueberführung der Leiche seines Vaters vom 25. April in die Jeronimerkirche bei.

Amerika.

Ein Attentat wurde gegen den Präsidenten Cabrera von Guatemala in Mittel-

amerika durch Kadetten des Polytechnikums, welche die Ehrenwache hielten, verübt. Mehrere Personen wurden hierbei getötet. Acht Kadetten wurden sofort als Hochverräter erschossen.

Marokko.

Raisuli, der gefürchtete Bandenführer in Marokko, wurde von einer Frau zu dem feindlichen Stamme Elmes gelockt, wo er ermordet wurde.

Büchertisch.

Brieflicher Unterricht des Wissens für die breiten Schichten des Volkes zum Selbststudium in leichtfaßlicher, jedermann verständlicher Form. Herausgegeben von Rudolf Höfler. In 52 Briefen je 80 Heller, mit 1000 Abbildungen und einem erdkundlichen und geschichtlichen Atlas, sowie einem Sachverzeichnis oder 3 Bände in Originalleinen geb. je K 16.— (Verlag der Hof-Buchhandlung Karl Fromme in Wien II/1, Glockengasse 2.) Von diesem vortrefflichen Werke sind die Lieferungen sieben bis dreizehn erschienen. Wenn man bedenkt, daß hier jedem Gelegenheit geboten wird sich in beliebigen Zwischenräumen für den geringen Betrag von 80 h von sechs verschiedenen Professoren den gediegensten Mittelschulunterricht zu genießen, so wird der Eifer begreiflich, mit dem viele Kreise dieses ungemein brauchbare Bildungsmittel ergreifen, um längst Vergessenes oder in der Jugend Versäumtes oder unter widrigen Verhältnissen Entbehrtes nachzuholen. Es versäume niemand, sich unter ausdrücklicher Berufung auf unser Blatt den ersten Probebrief kostenfrei von seinem Buchhändler oder unmittelbar vom Verlage kommen zu lassen.

Ein donnerndes Salt den Religions-spöttern! ruft eine eben im Verlag der Kinderfreund Anstalt erschienene Protest-Flugschrift den Wahrmund-Deuten und allen Spöttern der kath. Weltanschauung zu. Sie enthält nebst den in der Protest-Versammlung in Innsbruck gehaltenen Reden noch einige treffliche populäre Widerlegungen der ersten Wahrmundbrochure. Die Flugschrift kostet 10 h und eignet sich zur Massenverbreitung.

Die kath. Missionen in Afrika von P. Friedrich Schwager. Verlag der Missionsdruckerei Stepl. Broschürt 1 Mark. Wer sich über die Geschichte und die Verhältnisse der kath. Missionen in Afrika rasch und verläßlich unterrichten will, greife zu dieser Schrift; sie wird ihm viel Interessantes und Lehrreiches bieten.

NB. Alle hier erwähnten Bücher, wie auch sonstige empfehlenswerte Broschüren, Zeitschriften, Kalender, Gebetbücher mit kleinem und großem Druck, Schulbücher aller Art, Atlanten, Fahrpläne, Musik-, Gesang- und Theater-Literatur etc. können jederzeit durch die Buchhandlung Ambr. Opitz in Warnsdorf bezogen werden.

Buntes Allerlei.

Serbe Kritik.

Ein junger Mann, der ein Dichter zu sein wähnte, kam zu einem Kritiker und meinte: „Ich werde Ihre kostbare Zeit nicht lange in Anspruch nehmen und Ihnen nur zwei meiner Gedichte vorlesen, um deren freimütige Kritik ich Sie bitte.“ Er ließ nun ein

Gedicht vor. „Nun, wie gefällt Ihnen dieses?“ — Kritiker: „Ich muß gestehen, das andere gefällt mir besser.“ — Dichter: „Aber das habe ich doch noch gar nicht gelesen.“ — Kritiker: „Eben deshalb.“

Frage und Antwort.

Frage: Wo entspringt die Donau? — Antwort: Die Donau entspringt mehrere Male. Bei Ulm entspringt sie den Württembergern, bei Passau entspringt sie den Bayern, bei Orsova entspringt sie den Oesterreichern. Wenn sie durch Oesterreich-Ungarn durch ist, hat sie alle Lust zum Springen verloren und fällt ins Meer.

Der gefühlvolle Hans.

Die Mama schnitt dem Papa die Haare. Da trat der kleine Hans hinzu und sagte: „Mama, darf ich mir diese Locke vom Papa nehmen?“ — Mama: „Freilich, mein liebes Kind!“ (zu ihrem Gatten gewendet): „Nun, sieh, Alphons, was für ein gefühlvolles Kind du hast. In diesem zarten Alter schon hält es eine Locke von Dir so wert!“ — Hans, als er der Mutter Bögen bemerkt, „Weißt Du, Mama, ich möchte meinem Pferd ein Schweiferl davon machen!“ Welche Enttäuschung!

Die tiefe Wurzel.

Ein Bauer wollte sich bei einem Zahnarzt einen Zahn ausziehen lassen, biß aber, sobald der Zahnarzt ansetzte, vor Angst dergestalt auf die Bange, daß derselbe nicht im Stande war, sein Werkzeug zu handhaben. Der Zahnarzt, der sich schließlich nicht anders zu helfen wußte, stellte seinen Bedienten mit einer Nadel hinter den Stuhl des Bauern. Plötzlich stach der Bediente durch den Rohrsitz in einen gewissen Körperteil. Erschreckt riß der Bauer den Mund auf, und der Zahnarzt brachte den Zahn heraus. Jetzt sprang der Bauer empor und rief, indem er sich die Reversseite rieb: „Donnerwetter, die Wurzel hat aber tief gefressen.“

Die Bitte des Jünglings.

Als Kaiser Josef II. noch ein Jüngling war, hielt es sein Lehrer für zweckmäßig, in seinem Unterricht, welchen er dem jungen Prinzen erteilte, ein Kapitel von der Selbsterkenntnis der Menschen mit einzuflechten. Aufmerksam und nachdenkend hörte Josef den Unterricht an. Als die Vorlesung zu Ende war, nahm er seinen Lehrer bei der Hand und bat ihn, nochmals dieses Kapitel mit ihm durchzugehen. „Denn“, sagte er, ich habe Selbsterkenntnis und Kenntnis der Menschen sehr nötig, wenn ich einmal zur Regierung komme.“

Kleine Geschichten.

Im Spital.

Mit herrlichen Anlagen begabt, kam ein junger Mensch frühzeitig aus dem Elternhause in die Stadt Frankfurt, um zu studieren. Auf der Universität brachte der junge K. viel Geld durch, machte gründliche Studien in der Fechtkunst, Aneipkunst und anderen unedlen Zweigen. Als er das Staatsexamen machen sollte, sagte er seinem Vater, daß er sich nicht traue, dasselbe zu bestehen und er lieber noch

ein Jahr studieren möchte. Sein Vater verweigerte ihm aber das Geld und so zog er in die Stadt, wurde Winkeladvokat und liberaler Artikelschreiber. Er trieb sich in verschiedenen schlechten Gesellschaften und Häusern herum und das Ende dieses ausschweifenden Lebens war das Spital. Dort wurde der an Auszehrung franke junge Mann gewaschen, gesäubert, mit frischer Wäsche versehen und gut gepflegt. Der Kranke, der die Nonnen verhöhnt und verspottet, betrachtete seine ungewohnte Umgebung mit scheuen Blicken. Die Schwester verrichtete ruhig und mit liebevoller Hingebung ihre Arbeiten, war mild und freundlich mit ihm und so wurde er nach einiger Zeit zutraulich. Da jedes religiöse Gespräch vermieden wurde, fing er nach und nach selbst von religiösen Dingen zu reden an. Als er sich seines baldigen Todes bewußt wurde, verlangte er nach dem Priester, mit dessen Hilfe er seinen Glauben wieder fand, den er im Leben so schön verlaß. Tief bereute er seine verkehrte Lebensweise und dankte dem barmherzigen Gott, daß er noch Gnade gefunden und versöhnt mit ihm sein Leben beschließen konnte.

Der freigebige Bischof.

Richard, Bischof von Chichester, war ein besonderer Freund der Armen. Man fand ihn in den niedrigsten Hütten der Dürftigen, wohin er oft noch in der stillen Abenddämmerung ging, um unerkannt und un gesehen ihr Elend lindern zu können. Seine Freigebigkeit kannte oft keine Grenzen und die Almosen spenden übertrafen oft seine Einkünfte. Da trat eines Tages der Verwalter seines Hauses zu ihm, schüttelte bedenklich den Kopf und mahnte ihn, mit seinen Geldgaben etwas einzuhalten, denn sonst dürfte für den eigenen Unterhalt nichts übrig sein. Da lächelte der Bischof und sagte: „Nimm das silberne Tafelgeräth und mein gutes Pferd, und biete es zum Verkaufe an.“

Der Meineidige.

Vor das Gericht zu Rastenburg wurde ein liederlicher, gottvergessener Mensch gebracht, der eines Diebstahls beschuldigt wurde. Der Mann leugnete die That und erbot sich einen Eid abzulegen, daß er unschuldig sei. Wegen seines unsittlichen Lebenswandels und weil er wegen seines Hanges zum Stehlen bekannt war, wurde er zum Eide nicht zugelassen. Da schwur er trotzdem und sagte: „Das erste Gewitter, das heraufkommt, mag mich erschlagen, wenn ich gestohlen haben sollte.“ Am andern Tage zog ein schweres Gewitter heran. Der schreckliche Mann befand sich in seiner Wohnung mit vier Kindern. Das Gewitter entlud sich, ein Blitzstrahl ging hernieder und traf den Meineidigen, der tot zusammenbrach, während die Kinder unverletzt blieben. Das Haus ging in Flammen auf und der Getroffene mußte als Leiche herausgetragen werden.

Schwarze Bosheit muß im Herzen
Solcher wüster Menschen sein;
Die mit Eid und Schwüren scherzen
Und das Heiligste entweih'n.

Missionswesen.

Die gottgeweihten Jungfrauen in China. (Schluß.)

Haben die gottgeweihten Jungfrauen in China („*Ku-miangs*“ genannt), für sich allein schon sehr viel Gutes gewirkt, so kam eine neue Blüte dazu, als eigentliche Ordensfrauen aus Europa in China sich niederließen. 1846 kamen die barmherzigen Schwestern und die St. Pauls-Schwestern von Chartres, 1860 die italienischen Canossianerinnen, 1867 die „Helferinnen der armen Seelen“, 1868 die Josefschwestern, 1869 die unbeschulten Carmeliten, 1875 die Schwestern von der Vorlesung; dazu gesellten sich die Dominikanerinnen, Franziskaner-Missionschwestern und in neuester Zeit die kleinen Schwestern der Armen Steyler Missionschwestern u. a. Diese Ordensfrauen nahmen sich nun der chinesischen Jungfrauen kräftig an, unterrichteten dieselben weiter und organisierten sie zu einer umfassenden Tätigkeit im Dienste des katholischen Glaubens. Die Ankunft der ersten europäischen Ordensfrauen in China (unweit von Schanghai) weckte in der ganzen Mission, besonders bei der Frauenwelt, lebhaftes Interesse. Zu den Exerzitien des Jahres 1869 hatten sich von nah und fern nicht weniger als 584 Frauen und Mädchen eingefunden, die alle von Begierde brannten, die weißen „*Ku-miangs*“ zu sehen. Sofort nahmen dieselben die geistliche Erziehung der einheimischen Genossenschaft in die Hand und eröffneten mit 35 Jungfrauen, von denen die älteste, die bisherige Vorsteherin, bereits 62 Jahre zählte, das Noviziat. Die Jungfrauen machten zuerst ein zweijähriges Noviziat und dann meist noch einen dreijährigen Probekurs durch. Sie legen keine Ordensgelübde ab, sondern machen bloß privatim das Gelübde der Jungfrauschaft und geloben öffentlich am Altare in die Hand eines vom Bischof bevollmächtigten Priesters, sich zeitlebens dem Dienste der Mission zu widmen. Eine einfache schlichte Kleidung und eine silberne Medaille als Abzeichen auf der Brust unterscheidet sie von den übrigen Frauen. In äußeren Missionsdistrikten wirken sie meist zu drei, vier oder fünf, selten allein, in den Schulen, Findel- und Waisenhäusern. Jährlich einmal sammeln sich alle im Mutterhause von Seng-Muhö (d. h. Halle der Muttergottes) zu den geistlichen Übungen. „Heute,“ so schreibt P. Havret 1900, „sind 90 (1906 waren es schon 169!) dieser natürlichen Gehilfinnen über das ganze Missionsgebiet hin verbreitet, wo sie an mehr denn 30 Posten, und zwar gerade an den wichtigsten und schwierigsten, überaus segensreich wirken.“

Der bewunderungswürdige Opfergeist dieser Mädchen, die, ohne durch das Gelübde des Gehorsams gebunden zu sein, bereit sind, auf den ersten Wink ihrer Vorgesetzten, die mühseligsten Reisen zu unternehmen, die inmitten eines heidnischen Landes ein frommes, abgetötetes Leben führen, ist durch sich selbst ein beredtes Apostolat.“ Sie leiten heute schon sieben Waisenhäuser, fünf Mädchen-

pensionate und fünf Frauenkatechumenate. Dazu leisten sie als Wandertäuferinnen, durch Besorgung der Kirchenwäsche und des Altarschmucks, Hilfe bei der Christenlehre u. s. w. tausendfache Dienste. Viele von ihnen verstehen sich recht gut auf die einheimische Arzneikunde, besonders die Behandlung von Kinderkrankheiten, was ihnen überall die Wege und Türen öffnet. Die Frauen können in diesen heidnischen Ländern nur durch Frauen gewonnen werden, und es ist nur zu bedauern, daß die Gehilfinnen nicht noch zahlreicher sind. Das Institut wird immer volkstümlicher, sowohl unter den Altchristen, die ihre Töchter sehr gerne ziehen lassen, wie bei den Jungchristen in den neu gewonnenen Gebieten, wo diese eifrigen Pionierinnen besonders am Platze sind.

Fast alle in China vertretenen europäischen Frauenorden haben jetzt solche in der Welt lebende und wirkende chinesische Jungfrauen neben sich. Aber nicht selten treten solche Jungfrauen auch direkt in die Klöster ein als Ordensfrauen. Unter den 340 Missionsordensfrauen in Kiangnan sind z. B. nicht weniger als 230 Chinesinnen. In Ningpo ist ein eigenes Kloster mit lauter chinesischen Ordensfrauen; auch die Oberin ist Chinesin. Sie haben europäische Ordensstracht angenommen, und der Apostolische Vikar kann ihre Regeltreue und Frömmigkeit nicht genug rühmen. Am strengsten nehmen es die Jesuiten mit ihren Anforderungen; in ihren Schulen müssen die chinesischen Jungfrauen auch die klassischen Bücher der Chinesen lesen (also eigentliche höhere Bildung!) und Arzneikunde studieren. Alles in allem ergibt sich als schönes Ergebnis, daß heute in China neben ca. 600 europäischen Ordensschwestern bereits etwa 500 chinesische Nonnen und außerdem zwischen 3000 und 4000 gottgeweihte Jungfrauen in der Welt sich dem Dienste Gottes und der Mission weihen. Zugleich ersieht man, daß wohl in keinem unserer Missionslande die Blume gottgeweihter Jungfräulichkeit einen fruchtbareren Boden gefunden und die einheimische Frauenwelt sich nirgends williger und tatkräftiger am Apostolate beteiligt hat, als im „Blumenreiche der Mitte“. Der Geist weht, wo er will. Und wenn im fernen asiatischen Osten die Frauenwelt in solch herrlicher Weise eintritt in die Nachfolge Christi und seiner heiligen Mutter, so beweisen im alternden Europa tausend traurige Anzeichen, daß moderner Unglaube, moderne Genußsucht und Verweltlichung, moderne Sitten- und Gewissenlosigkeit, moderne verkümmerte und widerchristliche Erziehung und vor allem moderner Hochmut das heilige Ideal guter Jungfrauen, Mütter und Gattinnen mehr und mehr zerstört haben, welches unsere frommen, demütigen, pflicht- und opfertreuen und die Stille der Familie verklärenden Großmütter und Urahnen ihren Töchtern und Enkelinnen hinterlassen haben.

Möge dieser Geist auch wieder in unseren Familien wehen, und recht viele für Gott und die hl. Religion begeisterte Frauen und Jungfrauen zeitigen.

Erziehungswesen.

Frühling im Jugendland.

Von Paul Rosan.

Nachdruck verboten.

II.

„Ihr Eltern, weckt in euren Kindern tiefe Liebe zur Natur! Dann werden sie eine tiefe Liebe zum Leben behalten und in aller Kreatur ihr Leben sympathisch mitfühlen, achten und heilig halten!“

H. v. Blomberg, „Gedanken der Stille.“

„Sobald man Auge und Liebe für das Kleine und Geringe in der Welt bekommt, ist man vor Pessimismus, dem Leiden unserer Zeit, auf immer gesichert. Solange dagegen in einem Menschen noch eine, wenn auch bloß geheime Neigung für das Hohe, Vornehme oder in der Erscheinung Auffallende besteht, was ja jetzt in den gebildeten und halbgebildeten Klassen beinahe ausnahmslos der Fall ist, so hat der Fürst dieser Welt noch seinen Rechtstitel nicht verloren, und ein standhaftes Glück ist nicht zu erlangen. Es ist beizufügen, daß das Kleine gewöhnlich, sobald man sich mit ihm überhaupt beschäftigen will, das bei Weitem Interessantere und Liebenswürdiger ist. Eine Ameise, in ihrem Bau beobachtet, oder ein Bienechen, oder ein Dompfaffchen ist ein viel merkwürdigeres und ansprechenderes Tier, als ein Löwe oder ein Adler oder gar ein Walfisch, und ein kleines Alpenblümchen weit schöner als die prachtvollste Tulpe oder alle modernen Blattpflanzen. So ist es bei den Menschen auch. Achte auf das Kleine in der Welt; das macht das Leben reicher und zufriedener.“

So alt und bekannt die Wahrheit scheinbar ist, die in den vorstehend zitierten Worten des Schweizer Professors Hilty liegt, so ist sie doch noch lange nicht Gemeingut aller Erzieher geworden. Ja, vielleicht haben wir alle mehr oder weniger den Sinn dafür eingebüßt, den „Kleinigkeiten“ des Lebens nachzugehen. Wie anders ließe sich sonst das Verlangen nach „Sensation“ auf allen Gebieten erklären? Wie wäre es sonst möglich, daß man so viel „Nerven“ und um so weniger Herz und gesunden Sinn findet? Scheint es nicht fast, als seien Herz und Gemüt altmodisch geworden, daß man sich ihrer schämen müßte? Auf diesem Wege sind unsere modernen Nervenmenschen zum Kultus des Uebermenschen gekommen, der stolz auf Ameise und Biene herabsieht! — Und wieviel Schuld an den erschreckend vielen Selbstmorden unserer Tage trägt nicht das Streben nach Genuß! Uebersättigung, Blasiertheit und stetige Unzufriedenheit waren der Anfang, denen sich immer leicht der Lebensüberdruß anschließt.

Denn, wer seine Kinder lieb hat, erziehe sie schon früh dazu, mit leiblichen und geistigen Kräften, mit Arbeit und Genuß hauszuhalten. Man bewahre sie davor, Wunderkinder zu werden, bezw. sich gar zu hervorragend zu dünken, sondern lehre sie lieber, die Wunder außer sich finden, daß sie sich klein dünken und auch im Kleinsten Freuden entdecken, die ihnen Genuß verschaffen, der nicht wie

Champagnerſchaum berauſcht, um dann zu ernüchtern, ſondern der den Geiſt ſtärkt und erhebt.

Führe deine Kinder recht früh ein in die Geheimniſſe und Freuden der Natur. Ganz allmählich entſteht eine Hinneigung zu derſelben. Die freien Stunden, die ſonſt leicht dem Müßiggang oder ſündhaften Vergnügungen gewidmet würden, benutzen dann deine heranwachſenden Kinder zu einem Gang durch die blumigen Wieſen, zwiſchen wogende Aehrenfelder oder in den hochgewölbten Waldesdom. Iſt deinen Kindern erſt einmal in der Liebe zur Natur das Herz geöffnet, das ſie in dem Gemirkten und Geſchaffenen, welches in der Fülle und Friſche des unbewußten Lebens vor ihnen ſteht, das Windeſwehen des alles wirkenden und alles beſeelenden Gottesgeiſtes vernehmen: dann verknüpft ſie auch eine unendliche Liebe, die nicht auf das Vergängliche, ſondern auf das Unvergängliche ſich richtet, mit der Natur. Jeder, der mit offenen Augen und offenem Herzen ihrer Spur folgte, erkennt ihre ewige Jugend und Schönheit in allem Wechſel und Wandel, im Sturm und linden Frühlingshauch. Und gerade in unſerer ſo an das Materielle gezwungenen Zeit kann man nicht genug Lavaters Wort zur Erinnerung bringen: „Vergiß, o Menſchenſeele, nicht, daß du Flügel haſt!“

Wie bedauernswert ſind ſolche Kinder, die ſelten hinauskommen, wo die Eltern im täglichen Lebenskampf keine Zeit finden, um öfter als höchſtens des Sonntags ein Erholungſtündchen im Ferien zu luchen! Und auch dann, wenn es einmal geſchieht, verſtehen ſie es nicht, ſich wirklich zu freuen, einmal ſo recht von Herzensgrund alle Sorgen von ſich zu ſchütteln und der Natur ins Auge zu ſehen. Wenn dieſe Gabe den Eltern mangelt, wie ſollen ſie dieſelbe in ihren Kindern heranbilden?

Das Beiſpiel iſt auch hier die größte Macht, und ich möchte allen, auch den Bedrückten und Schwerkgeprüften, zurufen: „Laßt euch die Freude an der Natur nicht verkümmern, pflegt und nährt ſie, führt die Jugend hinaus nicht nur bei Sonnenschein und Blätenduft, ſondern auch wenn's ſtürmt und ſchneit!“ In ſtiller Einſamkeit, beim Bacheſmurmeln und Vogellang träumen deine Kinder noch im Alter gern den ſchönen Traum der Kindheit, von Vater und Mutter und allen vergangenen Freuden, die ſie an ihrer führenden Hand in fröhlicher Jugend genoſſen.

Wohl heilig iſt zu halten ſolche Stätte,
Wo ſich vom Ahn zum fernen Kind gewunden
Der Jugendſpiele gold'ne Feuerkette,
Wo viele lebten ihre liebſten Stunden. (Venau.)

Geſundheitspflege.

Die rote Naſe.

Die rote Naſe wird gerade nicht als eine Bier angeſehen, und iſt es ja auch nicht. Zwar nimmt ſie ſich als vorübergehende Erſcheinung in einem roſig-warmen Kindergeſichtchen, das unter dem Einfluſſe der friſchen Herbit- oder Winterluft ſich lebhafter gefärbt

hat, ganz reizend aus, weil ſie dann zum Ganzen und auch zu den Umſtänden, die vorliegen, trefflich paßt; wenn wir aber einen Erwachsenen ſehen, der mit bleichem, oder wachsgelbem oder ſchon vom Alter verwittertem Geſichte ſo einen brennenden Karfunkel von Geſichtsvorſprung vor aller Welt ſpazieren trägt, ſo ſind wir gleich bereit, ihn für einen ſtarken Trinker zu halten. Daß das nicht recht iſt, geht ſchon aus der Taſache hervor, daß es viele ſtarke Trinker gibt, die keine rote Naſe bekommen, oder eher eine „blaue“, und daß man die vielbeſchriene rote Naſe beſonders häufig auch bei Damen findet, die in bezug auf das „viele Trinken“ doch zu allermeiſt gänzlich ſchuldlos ſind. — Bei Damen entſteht die rote Naſe ſehr häufig durch gewohnheitsmäßiges Tragen feſtausliegender Schleier, bei Herren nicht minder häufig durch den Druck der Kneiſer und Brillen auf die Blutgeſäße der Naſe. Nicht minder häufig liegt aber auch ſchon eine krankhafte Veranlagung vor, die dazu führt, daß die Naſe an einer gewiſſen Störung des Blutumlauſes leidet, wodurch ſie eben rot wird. Auch wer die Naſe einmal erfroren hat, wird an demſelben Uebel leiden.

Ein gutes Mittel gegen die Röte der Naſe ſoll folgendes ſein. Man benezt einen Wattebauch mit Benzin und legt ihn auf die Naſe, ohne zu reiben, biſ er trocken geworden. Dieſes Verfahren übt man öfters im Tage und längere Zeit. Zu beachten dabei iſt, daß das Benzin ein ſehr feuergefährlicher Stoff iſt, in deſſen Nähe man kein brennendes Streichholz, keine brennende Zigarre und ſo weiter bringen darf. Es verdampft nämlich ſehr raſch, und der Dampf fängt Feuer viel raſcher noch als Pulver. — Wer eine rote Naſe hat, ſoll auch keine zu hitzige Nahrung zu ſich nehmen. Mehr Obſt und Gemüse als Fleiſch, nicht viel Wein, Bier.

Zum Waſchen des Geſichtes verwende man friſches aber nicht zu kaltes Waſſer, wobei man nur ſehr milde Seifen anwenden darf. Die Naſe wäſcht man vorteilhaft mit friſcher Milch.

Auch hier iſt eine allgemeine paſſende Körperpflege jedenfalls von großem Nutzen. Deſters ein Bad. Morgens eine raſche kalte Abreibung, Waſchewechſel beim Aufſtehen und Schlafengehen. Solche Mittel befordern die Tätigkeit der Hautporen und halten den regelrechten Kreislauf des Blutes im Gange. Dazu gehört auch öftere lebhafter Bewegung in friſcher Luft. Das ewige Herumſitzen in den Zimmern und Geſchäftsräumen verdirbt die Geſundheit und iſt der Anlaß von allerlei krankhaften Zuſtänden. Eigentlich ſind wir alle für die freie Luft geboren. Die Wohnungen ſollen uns nur Schutz und Deckung gewähren, wo es nötig iſt. Das moderne Kulturleben aber ſperrt unendlich viele Menſchen allzubiel in die engen Wohn- und Geſchäftsräume ein, und das iſt ein großes Uebel. Darum merke ſich jeder den Grundſatz, daß man ſoviel als immer möglich das Freie aufſuchen ſoll, ſelbſt wenn es nicht immer beſonders einladend draußen ausſieht. Die friſche Luft iſt die wahre Lebensluft.

Für Haus und Küche.

Gebackene Kaninchen. Die abgehäuteten Kaninchen werden in Stücke geſchnitten, geſalzen, in Mehl, Ei und Semmelbröſel paniert, in heißem Schweineſchmalz gelb gebacken und mit Salat oder Gemüse ſerviert.

Alte Tauben. Die alten Tauben müſſen 24 Stunden in der Beize liegen. Dann läßt man in 1 Löffel heißen Schweineſchmalzes eine großblättrige Zwiebel anlaufen, gibt die in vier Teile geſchnittene Taube hinein und dünſtet ſie mit etwas Beize, Suppe und einigen Pfefferkörnern ungefähr eine Stunde. Den Saft läßt man braun eingehen, ſtäubt ihn mit einem kleinen Löffel Mehl, gießt etwas Beize und Rahm dazu, ſalzt und ſäuert nach Geſchmack, läßt es aufkochen und paſſiert die Sauce über die Tauben.

Schellfiſch. Er wird geſchuppt, ausgezogen und gewaſchen, dann in kochendem, nicht zu ſchwach geſalzenem Waſſer ziehen geſaſſen. Wenn das Waſſer mit dem Fiſche zu kochen anfängt, iſt er gut. — Man läßt ihn noch eine kleine Weile im Fiſchwaffer liegen, dann wird er auf einer Schüſſel angerichtet und mit Eſſig und Del einer Holländersauce ſerviert. Man kann auch heiße Butter und in Salzwaffer gekochte Erdäpfel dazu geben.

Bohnen mit Speck. Für 4 Perſonen nimmt man $\frac{1}{2}$ Kilo weiße Bohnen, 250 g geräucherten Speck, 2 Eßlöffel Eſſig, etwas Zwiebel, 1 Eßlöffel Zucker, $2\frac{1}{2}$ Liter Waſſer, Salz, Pfeffer und Maggi-Würze. Die Bohnen werden gut verleſen, gewaſchen, dann mehrere Stunden in $2\frac{1}{2}$ Liter Waſſer gequellt, mit dem Speck auf Feuer geſetzt und 2 Stunden langſam weich gekocht. Man ſtreicht die Hälfte der Bohnen durch ein Sieb und rührt ſie mit dem fehlenden Salz und etwas Pfeffer zur Suppe, fügt 2 Eßlöffel Eſſig, etwas feingehackte Zwiebel, 1 gehäuften Eßlöffel Zucker dazu und läßt die Bohnen nochmals aufkochen. Vor dem Anrichten ſchneidet man den Speck in kleine Würfel und rührt ſie nebt etwas Maggi-Würze in die Suppe. Auch kann man in Würfel geſchnittene Kartoffeln hinzutun, doch müſſen dieſe beſonders gekocht werden. Das Ganze gibt eine ſehr ſchmackhafte Mittagſmahlzeit.

Für den Landwirt.

Was zur Geſunderhaltung der Pferde nötig iſt.

1. Die Geſundheit und Dienſtbrauchbarkeit der Pferde wird in erheblicher Weiſe durch die Haltung, Fütterung und Pflege beeinflusst.
2. Stets iſt durch fleißiges Lüften für gute Luft im Stall zu ſorgen. Zugluft darf bei der Durchlüftung die Pferde nicht treffen. Sind die Pferde nicht im Stall, ſo ſind (außer im ſtrengen Winter) Tür und Fenſter offen zu halten. Die vorteilhafteste Temperatur im Stall (durch ein Thermometer feſtzuſtellen) iſt zirka 15° C. In warmen Ställen werden die Pferde leicht verweichlicht. Die Streu ſoll reichlich, trocken und ſauber ſein. Die Anhäufung von Dünger im Stall und eine

Verjauchung des Fußbodens (wie sie bei unproftlicher Anlage oder schlechter Instandhaltung leicht eintritt) verdirbt die Luft und führt zu Erkrankungen der Pferde. Jauchrinnen und Jauchabflüsse find fleißig mit vielem Wasser zu reinigen.

3. Die Futtermenge muß der Arbeitsleistung und der Größe der Pferde angepaßt werden. Die täglichen drei Futterzeiten find genau innezuhalten. Bei jeder Mahlzeit ist das Kurzfutter in drei Portionen zu verabreichen. Hafer ist stets reichlich mit Häcksel gut zu untermengen. Verdor bene Futtermittel dürfen nicht angeboten werden. Etwaiger Futterwechsel ist allmählich durchzuführen. Morgens muß 2 Stunden vor der Arbeit mit der Fütterung begonnen werden. Abends ist reichlich Heu vorzulegen, auch ist es vorteilhaft, größere Portionen Kurzfutter als früh und mittags zu geben. Wenn die Pferde von der Arbeit in den Stall kommen, so sollen sie ein wenig Heu und dann erst Kurzfutter erhalten. Nach zirka $\frac{1}{2}$ stündiger Ruhe können sie mit abgestandenem Wasser getränkt werden. Vor und nach jeder Mahlzeit find die Krippen gut zu reinigen.

4. Kaltes Tränkwasser ist schädlich. Doch darf das anzubietende Wasser auch nicht direkt warm (nicht über 11–15 Grad C.) sein, weil es dann nicht erfrischt und den Magen und Darm erschläfft. Reichliches Tränken ist namentlich im Sommer und bei Verabreichung von größeren Mengen Kurzfutter nötig, (täglich ca. 40–60 Pfd.) Gefährliche Erkrankungen können durch Wasser entstehen, welches die Ferkungsprodukte pflanzlicher oder tierischer Substanzen enthält (Wasser aus Mooren, Morästen und Sümpfen.) Besondere Vorsicht beim Tränken ist bei überdursteten, erhitzten Tieren und bei leerem Magen erforderlich. Solchen Tieren ist vor dem Tränken büschelweise in Wasser getauchtes Heu zu verabreichen. Sehr förderlich für das Wohlbefinden der Pferde ist es, nicht nur zu den Mahlzeiten zu tränken, sondern öfter kleine Mengen Wasser anzubieten. Eine geringe Menge (ein Schluck) Wasser schadet auch schwizenden Tieren nicht, namentlich wenn sie vorher so lange ruhen konnten, daß eine Beruhigung der Atmung (bis die Tiere nicht mehr mit den Flanken schlagen) eintrat.

5. Auch eine sachgemäße Regelung der Bewegung ist zur Gesunderhaltung der Pferde erforderlich. Ueberanstrengungen sind schädlich. Aber auch völlige Stallruhe kann den Pferden, namentlich wenn sie an Anstrengungen gewöhnt sind und reichlich ernährt werden, gefährlich werden. Bleiben die Pferde lange ohne Bewegung im Stall (an den Feiertagen der großen kirchlichen Feste), so treten häufig bedenkliche Erkrankungen (Kolik, schwarze Harnwinde) auf. Muß ein Pferd wegen äußerer Leiden im Stall stehen, so ist stets weniger Kurzfutter zu geben. Zwei Tage hintereinander dürfen gesunde Pferde nicht im Stall zubringen. Nach eintägiger Stallruhe find sie am andern, beschäftigungslosen Tag mindestens zwei Stunden lang zu bewegen. Durch Ausführung dieser Maßnahme läßt sich das Auftreten gefährlicher Erkrankungen

vermeiden. Früh nach dem Verlassen des Stalles ist erst eine Zeit lang (zirka zehn Minuten) Schritt zu fahren, ehe eine Bewegung in höheren Gangarten stattfindet. Auf größeren, in höheren Gangarten zurückzulegenden Touren ist wiederholt die schnelle Gangart durch Schrittbewegung zu unterbrechen. Bei kaltem und regnerischem Wetter find die Pferde bei sich nötigmachendem Halt einzudecken. Bei längerem Halt empfiehlt es sich, zuerst etwas Heu und dann eine kleine Portion Kurzfutter zu geben. Getränkt soll erst werden kurz vor der Fortsetzung der Bewegung.

(Schluß folgt).

Gemeinnütziges.

Leder vor Zerstörung durch Insekten zu schützen. Wenn man Lederwaren mit Rizinus einschmiert, so hält man auch Ratten und Mäuse und die Insektenwelt ab, das Leder anzurühren. Man kann das Rizinusöl auch mit Del oder Talg vermischen.

Ein gutes Fleckenwasser bereitet man auf folgende Art: Man nimmt 4 Eßlöffel voll Salmiakgeist, 4 Eßlöffel voll starken Weingeist und 1 Eßlöffel voll Salz. Man schüttelt das Ganze in einem Glase tüchtig durcheinander und wendet es mit einem Schwamme oder wollenen Fleck an. Mit dieser Flüssigkeit lassen sich Fett- und Delflecke beseitigen.

Weiße Fensterbänke aufzufrischen. Man nehme Schlemmkreide, rühre sie mit etwas kaltem Regenwasser zu einem Brei und reibe mit dieser Mischung vermittelst eines Lappens die beschädigte Fensterbank so lange ein, bis sie wieder in alter Frische glänzt und wie neu angestrichen erscheint. Der Erfolg ist bei genügendem Einreiben überraschend.

Ungebrannte Speisen zu retten. Auch der besten Köchin kann es passieren, daß eine Speise anbrennt. Ist dies geschehen und die Speise noch nicht ganz verdorben, so nimmt man den Topf oder das Kasserol so schnell als möglich in ein Gefäß mit kaltem Wasser und wenn das Wasser warm geworden ist, muß es wieder mit frischem vertauscht werden; dadurch wird sich das an den Topf gebrannte lösen und den Geschmack verlieren. Ist dies noch nicht ganz der Fall, so bedeckt man den Topf mit einem in frisches Wasser getauchten Tuche und bestreut dasselbe mit Salz.

Bernsteinlack zu bereiten. Derselbe wird verfertigt, wenn man 8 Unzen Bernstein in einem Tiegel schmelzt, 4 bis 6 Lot gewöhnliches Leinöl, das zuvor erwärmt war, zusetzt, dann noch 24 bis 32 Lot Terpentinöl zugießt, das ebenfalls erwärmt war und alles in mäßiger Wärme stehen läßt, bis die Auflösung vollkommen ist. Nach dem Erkalten gießt man alles in eine Flasche, schüttet 2 Lot Bleiweiß oder Mennige oder Silberglätte zu, rührt es wohl um, setzt es 8 bis 10 Tage hin, während man es in den ersten 6 Tagen öfters unrührt und gießt dann den hellen Firniß ab.

Buntes Allerlei.

Der Sachse in Berlin.

Ein nach Berlin verzogener Sachse suchte ein möbliertes Zimmer und fand auch bald eines nach seinem Geschmack. Er stellte an die Wirtin folgende Frage: „Härnse, Madammchen, das Zimmer is Sie nämlich ganz scheerne, was soll Sie's denn kosten?“ — „Fünfzig Mark.“ — „Ach, jemersch nee, härnse, nehmen Se mersch nich übel, aber fünfzig Mark is mer zu teier. Ich kann Sie wirklich das Zimmer nich mieten. Na, adje!“ — In demselben Augenblicke betrat den Raum ein waschechter Berliner und sagte: „Na, wat soll denn die Bude kosten?“ — „Fünfzig Mark.“ — „Wat, Sie olle Jans? Fünfzig Mark bet Loch? Sie können mir den Buckel 'rauffsteigen.“ — Der Sachse, der sich schon im Hausflur befindet und von dort die letzten Worte gehört hat, dreht sich noch einmal um und ruft: „Härnse, dadrum wollt' ich Sie vorhin noch schon gebeten haben.“

Was heißt Leben?

Leben heißt den Platz für den Tod belegen. Das Leben liegt zwischen zwei Widerscheinen, zwischen Geburtschein und Totenschein. Der Geburtschein ist bloß der Geleitschein für die Erdenwanderung, aber der Totenschein ist der Heimatschein des Jenseits.

Sein Kopf war in Gefahr.

Der Herzog von Créqui erzählt in seinen Memoiren eine höchst drollige Geschichte, die ihm mit einem Abgesandten des Kaisers von Siam, welcher im Jahre 1680 ein Schreiben an König Ludwig XIV. zu überbringen hatte, passiert ist. Auf Befehl seines Souveräns rißte er dem Gesandten bis Vincennes entgegen und empfing von demselben das Schreiben in einem Kästchen von Sandelholz. In Vincennes wurde übernachtet und zwar wohnte der Herzog im ersten Stock, der siamesische Gesandte aber im zweiten. Mitten in der Nacht weckte der Kammerdiener den Herzog und meldete demselben, daß der Gesandte weinend vor der Tür stände und durchaus zu ihm wollte. Erschreckt sprang Créqui aus dem Bette und empfing den Gesandten, der ganz niedergeschmettert in der einfachsten Kleidung der Welt hereinstürmte. „Aber um Gottes willen“, rief der Herzog, „was ist für ein Unglück geschehen?“ — „O, mein Kopf, es kostet meinen Kopf!“ jammerte der Siamese ohne Aufhören, „geben Sie mir das Schreiben wieder, sonst bin ich verloren. Denn“, fügte er hinzu, „der Brief meines Herrn ist im untern Zimmer und ich schlafe darüber, und es ist dies bei Todesstrafe verboten!“

Nicht empfangen.

Zur Zeit als Graf Julius Andrássy noch Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, ließ er sich nicht gern mit den Vot-schastern und Gesandten in lange Gespräche ein. Er hatte stets „sehr viel zu tun“, und es kam wiederholt vor, daß er diplomatische Persönlichkeiten unfreundlich oder auch gar

HUSTENDEN

Kindern und Erwachsenen

verschreiben Aerzte mit bestem Erfolge

THYMOMEL SCILLAE

als ein schleimlösendes, schleimabsonderndes den Krampfhusten milderndes und beruhigendes und die Atembeschwerden behebendes und deren Anzahl vermindernendes Mittel. — Hunderte von Aerzten haben schon ihre Gutachten über die überraschende prompte Wirkung des Thymomel Scillae bei Keuchhusten und anderen Arten des Krampfhustens abgegeben.

Bitte Ihren Arzt zu befragen.

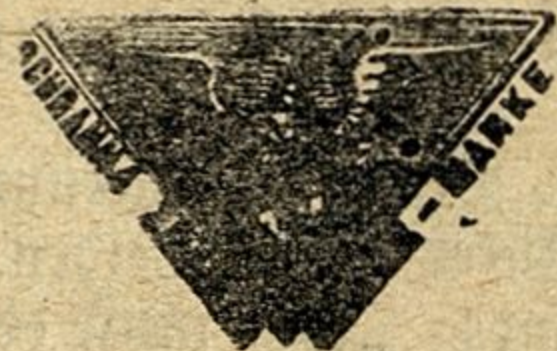
1 Flasche 2-20 K. Per Post franko bei Voraussendung von 2-90 K.
3 Flaschen bei Voraussendung von 7- K. 10 Flaschen bei Voraussendung von 20- K.

Erzeugung und Hauptdepot in **B. FRAGNER'S APOTHEKE**

k. k. Hoflieferanten Prag-III., Nr. 203.

Erhältlich in den meisten Apotheken.

Achtung auf den Namen des Präparates des Erzeugers und die Schutzmarke.



3000 Phonographen

verschenken wir, um unsere echten Hartgummiwalzen überall einzuführen. Verlangen Sie gegen Einsendung von 10 Pfennig Prospekt und Sie können einen

schönen Konzert-Phonographen

gratis erhalten.

Phonographen-Werke Niedersedlitz bei Dresden 62.



Die Freude jeder Hausfrau ist die Dampfwaschmaschine System „Krauß“

für jedes Haus, welche die Wäsche in der halben Zeit kocht und gründlich reinigt.

Mit Rücksicht auf die Schonung der Wäsche sind 75 Prozent Ersparnis nicht überschätzt. Das Drehen kann ein Kind verrichten.

Vorrätig bei

Bernh. Hähner, Chemnitz i. S.

Vertreter an allen Plätzen gesucht.

Billigste Einkaufsquelle!

Handgewebe Leinwand Rasenbleiche

in allen Qualitäten und Breiten.

Reichhaltige Auswahl aller Arten Bettbezüge weiß u. bunt, Zulettis, Kaffee- und Speisegedecke, Handtücher, Geschirr- und Gläsertücher, Tisch- und Bettdecken, fertige Damenwäsche, Bettfedern und Daunen usw.

Fabrikniederlage der „Monopolwebe“, vorzüglich geeignet für Leib- und Bettwäsche. Leinentaschentücher zu Original-Fabrikpreisen empfiehlt das

Versandgeschäft

Marie Hentschel, Schluckenau, Böhmen.

Ganz neu!

Für Kinder sehr geeignet ist das ausgezeichnete Andachtsbüchlein:

Jesus, die süsse Himmelsspeise.

„Kostet und sehet, wie süß der Herr ist.“ Ps. 33, 9.

Lehr- und Gebetbüchlein für Kinder der ersten heiligen Kommunion. Von P. Philipert Seeböck, O. F. M. Mit Farbendrucktitelbild. St. Karl Boromäus reicht dem hl. Aloisius die erste hl. Kommunion. 1907. 436 S. in Format 8/13 cm. In verschiedenen Einbänden zum Preise von K 1.—, K 1.30, K 1.60, und K 2.— zu haben.

Von mehreren bischöflichen Ordinariaten Deutschlands und Oesterreichs aufs wärmste empfohlen.

Verlag von Fel. Rauch in Innsbruck,

zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlangen Sie gratis

und franko meinen großen, reichillustr. Hauptkatalog mit über 3000 Abbildungen aller Arten Nickel-, Silber- und Golduhren, sowie alle Gattungen solider Gold- und Silberwaren, Musikinstrumente, Stahl- und Lederwaren etc. zu Original-Fabrikpreisen.



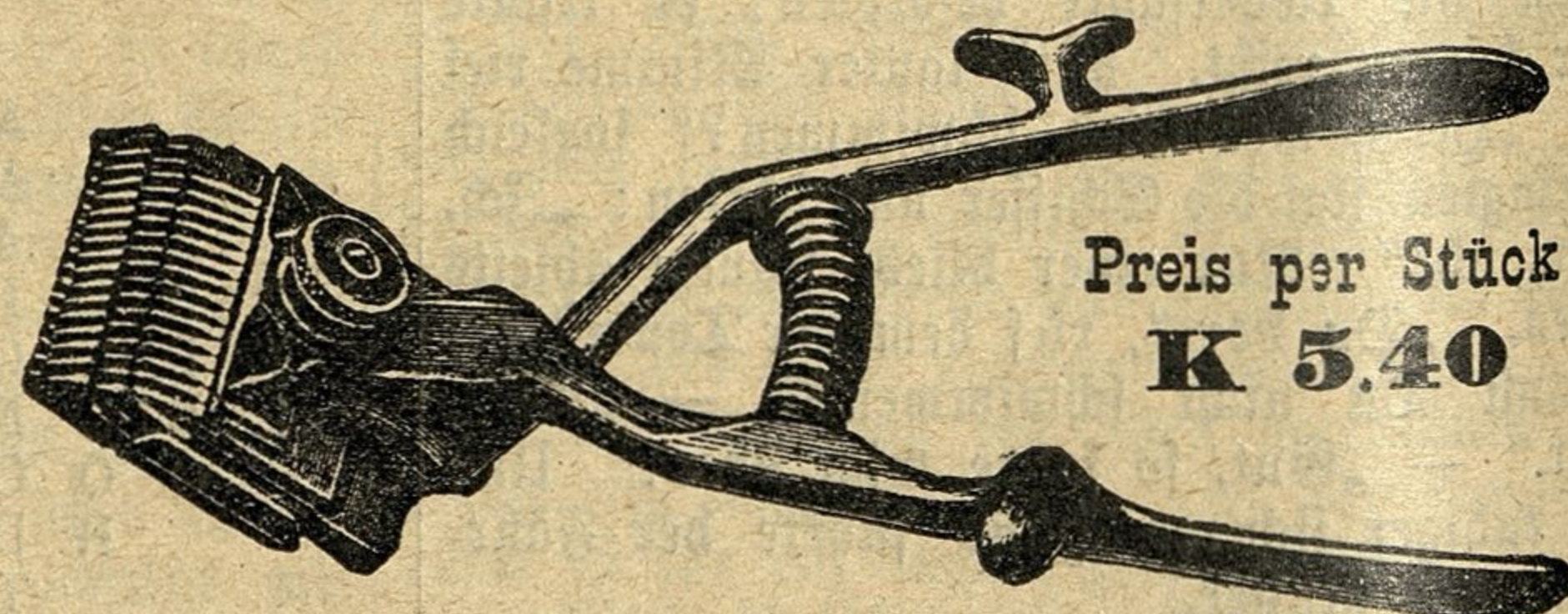
Nickel-Remontoiruhr	K 3.—
System Roskopf-Patentuhr	4.—
Schweizer Orig.-System-Roskopf-Patent	5.—
Registrierte „Adler-Roskopf“-Nickel-Remontoiruhr	7.—
Silber-Remontoiruhr „Gloria“-Werk	8.40
Silber-Remontoiruhr, Doppelmantel	12.50
Russische Metall-Tula-Zylinder-Remontoiruhr mit „Luna“-Werk, Doppelmantel	10.50

Weckeruhr K 2.90, Küchenuhr K 3.—, Schwarzwälderuhr K 2.80, Kuckuckuhr K 8.50. — Für jede Uhr 3 Jahre schriftliche Garantie! — Kein Risiko! Umtausch gestattet oder Geld retour!

Erste Uhrenfabrik in Brüx HANNES KONRAD
k. u. k. Hoflieferant in Brüx, Nr. 606, Böhmen.

Jeder Ungeübte kann sofort Haare schneiden.

Die Haarschneidemaschine „Echo“ wird mit 2 Aufschiebkämmen geliefert, um die Haare 5, 7 oder 10 mm schneiden zu können.



Preis per Stück
K 5.40

Unübertroffene gebrauchsfertige Rasiermesser per Stück K 1.80, 2.25 und 3.30. — Sicherheitsrasiermesser „Famos“ per Stück K 3.60. Sicherheits-Rasierapparat „Monopol“ per Stück K 2.65. Mit „Famos“ oder „Monopol“ kann sich jeder Ungeübte ganz gefahrlos selbst rasieren. Komplette Rasiergarnitur in schönem Holz-Kasten mit Spiegel, per Stück K 4.80. — Versand nur unter Nachnahme oder Voreinsendung des Betrages. Illust. Katalog über alle Solinger Stahlwaren, Werkzeuge, Lederwaren, Pfeifen, Zigarrenspitzen, Uhrketten, Broschen, Parfümerien, Musikinstrumente, etc. etc., versende ich umsonst und portofrei. — Kein Kaufzwang.

Richard Küller, Merscheid Nr. 7, Kreis Solingen (Deutschland) Stahlwarenfabrik u. Versandhaus.